1,20 DM / Band 98

Neuer Roman

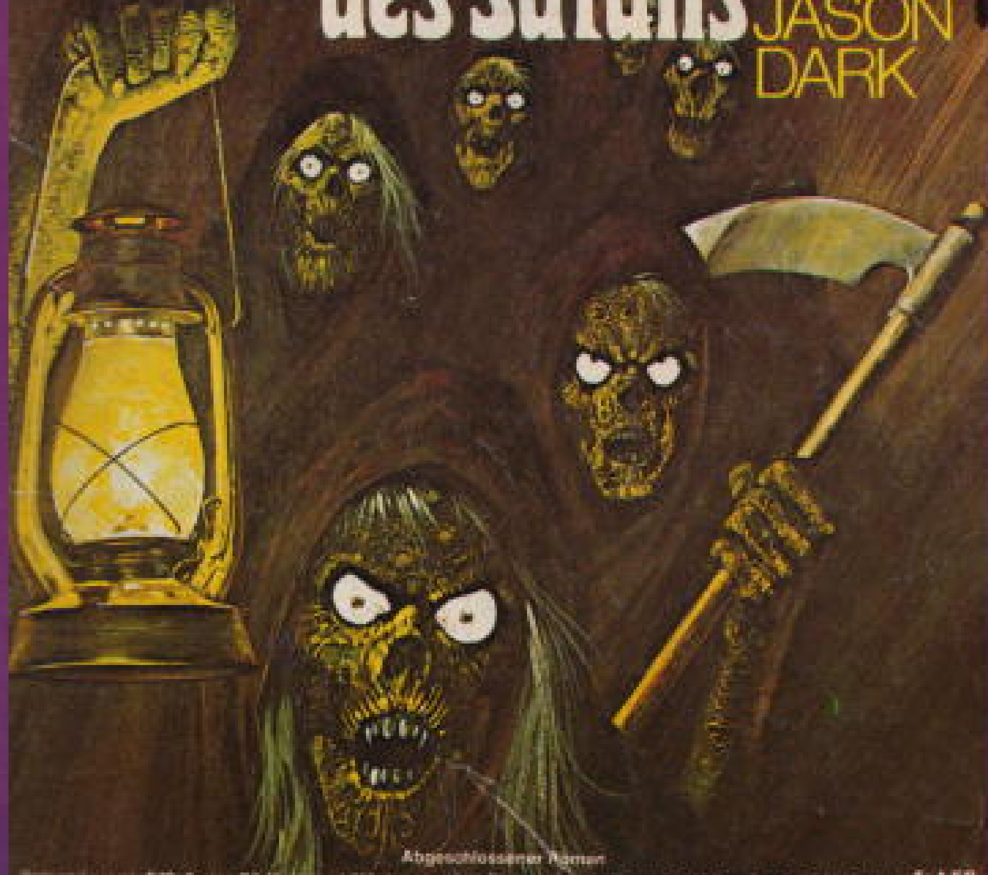
BASTEI

# GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

# Bruderschaft des Satans

JASON DARK






# Bruderschaft des Satans

## Gespenster Krimi Nr. 98

*von Jason Dark*

*erschienen am 29.07.1975*

*Titelbild von Rafael Lopez Espi*

Sinclair Crew

# Bruderschaft des Satans

Urplötzlich war das Gewitter vorbei. Die Luft – vorher feucht und drückend – wurde wieder rein und klar. Millionen von Sternen funkelten am samtenen Nachthimmel. Ein frischer Wind wehte über das Land.

Roger Moulin trat vor die Tür seines Hauses. Er reckte beide Arme, atmete die herrlich frische Nachtluft ein.

Seine Augen blickten über das mit silbrigem Mondschein übergoßene Land. Das Laub der Bäume glänzte naß. Wassertropfen fielen in unregelmäßigen Abständen zu Boden.

Plötzlich hielt Moulin mitten in der Bewegung inne. Ein krächzender Laut drang aus seinem halb geöffneten Mund. Magisch wurde sein Blick von dem alten Kloster oben auf den Felsen angezogen.

Ein unwirkliches, rötlich schimmerndes Licht schwebte über den dicken Mauern. Und dann hörte Roger Moulin den Gesang.

Den Gesang der Teufelsmönche…

Zuerst war es nur ein Raunen, leise – wie das Säuseln des Windes. Doch das Raunen verdichtete sich, wurde lauter, intensiver und schwebte, wie von unsichtbaren Flügeln getragen, durch das weite Tal.

Roger Moulin zitterte. Er ballte die Hände zu Fäusten und preßte sie gegen seine Ohren.

Nein, er durfte nicht auf das ferne Singen hören. Er mußte weg.

Weg von hier.

Roger Moulin machte auf dem Absatz kehrt und rannte ins Haus. Er knallte die Tür zu und verriegelte sie.

Mit dem Rücken lehnte er sich gegen das Holz. Sein Körper war mit Schweiß bedeckt. Seine Zähne klapperten vor Angst.

Die Teufelsmönche! Jahrelang war es still um sie gewesen, waren sie eingeschlossen in dem Kloster der Finsternis.

Alte Legenden kamen Moulin in den Sinn. Legenden, die ihm sein Vater erzählt hatte.

Die Teufelsmönche! Wer sie sah, war verloren. Endgültig.

Moulin stöhnte auf. Er wußte, was dieses Singen zu bedeuten hatte. Sie kamen, um jemanden zu holen.

Vielleicht ihn? Es hieß, wer den Gesang zuerst vernahm, war dem Tod geweiht. Und er hatte ihn vernommen.

Roger Moulin löste sich von der Tür, taumelte in die Wohnstube.

Die Karaffe mit dem dunkelroten Wein stand auf dem Tisch.

Daneben ein mundgeblasenes Kristallglas.

Moulins Finger umschlossen den Griff der Karaffe. In einem breiten Strom ergoß sich der Wein in das Glas. Ein Teil der Flüssigkeit benetzte die weiße Tischdecke.

Moulin stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch.

Plötzlich verschwamm alles vor seinen Augen. Er hatte Mühe, das Glas zu fassen.

Sollte das schon der Anfang vom Ende sein? Das Schwindelgefühl, das…

Moulin dachte nicht weiter. Er setzte das Glas an die Lippen und kippte den Wein mit einem Zug hinunter.

Im gleichen Moment brüllte er auf. Er öffnete den Mund und spie den Rest des Weines wieder aus.

Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß sich die Flüssigkeit verändert hatte, daß sie dicker geworden war und süßlich schmeckte.

Süß wie…

Moulin wagte nicht einmal an das Wort zu denken.

Und doch war es eine Tatsache.

Roger Moulin hatte Blut getrunken!

***

In diesen schrecklichen Augenblicken wurde dem Mann klar, daß die Teufelsmönche ihn als Opfer ausgesucht hatten. Diese Verwandlung, Wein in Blut, das konnten nur die getan haben, die mit dem Satan im Bunde standen.

Angeekelt wandte sich Moulin ab. Er konnte das Blut nicht mehr sehen. Alles war zu grauenhaft, zu unwahrscheinlich.

Roger Moulin hustete erstickt. Die Lunge, sie spielte auch nicht mehr so richtig mit. Seit seine Frau gestorben war, lebte er allein in diesem Haus. Allein mit seinen Erinnerungen.

Und trotzdem hing Roger Moulin an seinem Leben. Wie jeder andere Mensch auch. Er wollte noch nicht sterben, versuchte mit aller Macht, gegen das Schicksal und die Teufelsmönche anzugehen.

Flucht! Das war sein einziger Gedanke. Wenn es ihm gelang, von hier wegzukommen, dann war alles in Ordnung. Aber er mußte es schaffen, noch bevor die Mönche an seinem Haus waren.

Moulin rannte in die Küche, riß die oberste Schranktür auf. In einem Holzkasten befand sich etwas Geld. Tausend Franc. Die mußten reichen. Moulin warf sich noch seine alte Jacke über und steckte das Sparbuch ein. Dann löschte er das Licht.

Im Dunkeln ging er auf die Haustür zu. Sein eigener Atem klang überlaut durch die Stille.

Moulin packte den Riegel, wollte ihn zurückziehen.

Der Riegel bewegte sich nicht von der Stelle!

Roger Moulin erstarrte.

Noch einmal versuchte er es. Wieder ohne Erfolg.

»Nein«, ächzte er, »das ist unmöglich, das ist…«

In wilder Panik trommelte er gegen die Tür. Dumpf hallten die Schläge hinaus in die Nacht.

Doch niemand hörte den verzweifelten Mann.

Das Haus, einsam am Ortsende gelegen, war von den Teufelsmönchen mit einem Bann belegt worden, den nur sie lösen konnten.

Doch noch gab Moulin nicht auf. Noch war sein Widerstandswille vorhanden.

Die Fenster! Sie waren seine letzte Rettung.

Der Mann taumelte zurück in die Wohnstube, stieß sich an der Kante eines Schrankes, achtete jedoch nicht weiter darauf.

Dann stand er vor dem Fenster.

In der Scheibe spiegelte sich das Mondlicht.

Aus brennenden Augen starrte Moulin nach draußen. Er sah die Büsche, die Bäume mit den Zweigen, die sich im Nachtwind wiegten.

Moulin hob den Arm. Um die Hand hatte er sich ein Taschentuch gewickelt.

Er würde die Scheibe einschlagen, denn das Fenster war wie die Tür

ebenfalls verriegelt.
Der magische Zauber der Teufelsmönche hatte auch hier seine Früchte getragen.
Plötzlich stockte Moulin mitten in der Bewegung.
Hinter dem Kirschbaum hatte sich etwas bewegt. Sollten sie schon da sein?
»Nein!!!«
Gleichzeitig mit dem Schrei stieß Roger Moulin den Arm vor.
Splitternd zerbrach die Scheibe. Scherben regneten nach draußen. Kalte Nachtluft wehte in das Zimmer.
Moulin sprang auf die Fensterbank.
Schnell warf er einen Blick nach rechts und links. Dann ließ er sich fallen, landete weich auf dem Rasen.
Sofort kam er wieder hoch – und prallte entsetzt zurück.
Sie standen vor ihm. Wie aus dem Nichts waren sie aufgetaucht, hatten ihn eingekreist.
Sieben Teufelsmönche!
Sie trugen dunkle Kutten. Die Kapuzen hatten sie über die Schädel gezogen. Formlose, grün schimmernde Gesichter starrten den Unglücklichen an.
Roger Moulin sah die langen Zangen, die die Mönche in den Händen hielten. Die Eisenbacken der Mordinstrumente klafften gefährlich weit auseinander.
Roger Moulin wußte nicht, wie ihm geschah. Sein Blick irrlichterte von einem zum anderen. Abgehacktes, seltsames Gelächter drang aus seinem Mund.
Roger Moulin war dem Wahnsinn nahe.
Jetzt setzten sich die Mönche in Bewegung, kamen auf ihn zu, zogen den Kreis enger.
Moulin hatte keine Chance. In seinem Rücken befand sich die Hausmauer, vor ihm die gräßlichen Gestalten.
Er versuchte auch keine Gegenwehr. Wie ein Delinquent, der noch einmal um Gnade bittet, sank er auf die Knie.
Wispernde, raunende Laute drangen an seine Ohren. Die Teufelsmönche sprachen miteinander.
Roger Moulin hob den Kopf. Da streckten die Mönche ihre Arme aus. Dicht vor Moulins Augen befanden sich die gnadenlosen Backen der Folterzangen.
Moulin spürte, wie das Entsetzen in seinem Körper jeden anderen Gedanken auslöschte.
Er brach zusammen, fiel mit dem Gesicht auf den regennassen Boden.
Dreck und Grashalme drangen in seinen Mund. Er merkte es nicht einmal.
Roger Moulin hatte mit seinem Leben abgeschlossen.

Der Saum einer Kutte streifte seinen Kopf. Und dann hörte er die Stimme.

»Wir brauchen dich, Roger Moulin. Wir brauchen deine Seele, um weiterleben zu können. Du bist der erste von sieben Menschen, die uns dieses Weiterleben garantieren!«

Roger Moulin hörte die Worte zwar, verstand sie jedoch nicht.

Jegliches Gefühl hatte seinen Körper verlassen. Seine Hände hatten sich in das Erdreich verkrallt.

Nur einmal zuckte er noch zusammen. Als sich das kalte Eisen der Würgezange um seinen Hals legte.

Dann wurde Roger Moulin ohnmächtig. Er spürte die Schmerzen nicht, die seinen Tod ankündigten.

***

»Bis Mittwoch dann, Germaine«, sagte Pierre Saval und öffnete der jungen Frau die Beifahrertür.

Germaines Gesicht verzog sich zu einem schmerzlichen Lächeln. Sie bückte sich noch einmal und sah in den Wagen. »Gib auf dich acht, Chéri«, flüsterte sie und verschwand dann mit schnellen Schritten in einen kleinen Waldweg.

Pierre Saval zog die Tür zu und seufzte tief auf. Dann kurbelte er das Fenster hinunter.

Kühle Morgenluft umfächerte sein Gesicht. Die Sonne war schon aufgegangen und schickte ihre ersten wärmenden Strahlen über das Land. Unzählige Vögel zwitscherten an diesem schönen Vorsommertag.

Pierre lehnte sich in seinem Sitz zurück. Er dachte an Germaine, seine Freundin und Geliebte.

Hölle, war das eine rassige Frau! Sie hatte nur einen Fehler. Sie war verheiratet. Verheiratet mit einem Bankier, der zwar vor Geld stank, sich jedoch nicht um seine Frau kümmerte. Und so kam es, wie es kommen mußte. Auf einer Party hatten sich Germaine und Pierre kennen- und lieben gelernt. Allerdings durfte ihr Verhältnis unter keinen Umständen bekannt werden.

Pierre Saval war Bürgermeister von Billon, einem kleinen Ort in den Vogesen. Und da er Ambitionen nach oben hatte und in die Politik einsteigen wollte, mußte seine Weste untadelig bleiben.

Die Folge davon war: Er und Germaine konnten sich nur heimlich treffen wie zwei Internatsschüler.

Germaine wohnte im Nachbarort. Meistens allein, da ihr Mann oft in Colmar war. Die vergangene Nacht hatten Pierre und Germaine ebenfalls in Colmar verbracht. Es gab dort ein kleines Hotel, dessen Portier sehr verschwiegen war.

Pierre Saval war ein Typ, in den sich jede Frau verlieben konnte.

Er hatte rabenschwarze Haare, leicht gewellt und modisch geschnitten. Über der Oberlippe wuchs ein schmales Bärtchen, das an Errol Flynn erinnerte. Pierres Nase war schmal und gerade. Die dunklen Augenbrauen stießen fast mit dem Nasenbein zusammen.

Pierre Saval trug eine leichte Windjacke und darunter ein kariertes Hemd. Seine langen Beine steckten in Jeans. Wer den Dreiunddreißigjährigen so sah, hätte in ihm nie den Bürgermeister von Billon vermutet.

Pierre Saval drückte die Zigarette aus und verzog das Gesicht.

Er hatte einen schlechten Geschmack im Mund und hätte lieber nicht rauchen sollen.

Langsam fuhr Pierre seinen R 16 an. Der Wagen war erst ein Jahr alt und wirklich Klasse. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich auf dem dunkelgrünen Lack.

Die schmale Straße war leer. In diesen frühen Morgenstunden fuhr kaum jemand hinaus. Außerdem war es Samstag. Der Touristenstrom würde erst in einigen Stunden einsetzen.

Die Gegend war herrlich. Hohe, bewaldete Berge wechselten ab mit verträumten Tälern und malerischen Orten. Pierre genoß die Fahrt durch seine engere Heimat. Wenn er einmal Karriere gemacht hatte, war das nicht mehr so ohne weiteres möglich.

Drei Kilometer waren es noch bis Billon.

Pierre warf einen Blick aus dem Fenster.

Für einen Augenblick konnte er das verlassene Kloster dort oben auf den Felsen sehen. Selbst im Sonnenschein sah es noch düster und drohend aus.

Pierre schauderte unwillkürlich zusammen. Er kannte die Sagen und Legenden, die sich um dieses Kloster rankten, und im Gegensatz zu vielen anderen jüngeren Leuten glaubte er daran.

Noch eine große Kurve, und Pierre sah das kleine Städtchen Billon auftauchen. Malerisch lagen die schmucken Häuser im Schein der Morgensonne.

Pierre schaltete zurück, ließ den Wagen langsam rollen. Die Straße wurde breiter, der Wald trat zurück. Ein paar Scheunen tauchten auf, dann das kleine Sägewerk, und schon fuhr Pierre nach Billon hinein.

Das erste Haus in diesem Ort gehörte einem Mann namens Roger Moulin.

Pierre hatte mit ihm schon manches Gläschen getrunken, und deshalb fuhr er auch langsamer und warf einen Blick nach draußen.

Die zerstörte Fensterscheibe sprang ihm förmlich ins Auge.

Pierre bremste. Er stieg aus dem Wagen.

»Roger!« rief er. »Roger Moulin!«

Keine Antwort.

Seltsam, dachte Pierre, sonst ist er doch immer zu Hause. Er öffnete

das kleine dunkelbraun gestrichene Gartentor. Ein mit Steinplatten belegter Weg führte direkt zu dem kleinen Fachwerkhaus.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich den jungen Bürgermeister.

Auf einmal kam ihm die Gegend gar nicht mehr so nett und freundlich vor, im Gegenteil, irgend etwas war geschehen. Pierre spürte es mit jeder Faser seines Körpers.

Die Blätter der Bäume waren noch naß von dem nächtlichen Regen, während die Sonnenstrahlen die Steine schon getrocknet hatten.

Pierre verließ den Weg, schob sich an einem Gebüsch vorbei. Er wollte geradewegs zu dem zerbrochenen Fenster gehen.

Plötzlich blieb der Bürgermeister, wie vom Donner gerührt, stehen. Seine Nackenhaare sträubten sich. Die Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen.

Vor ihm auf dem Boden lag Roger Moulin. Er lag auf dem Bauch, mit ausgestreckten Armen. Die Finger waren in das Erdreich verkrallt.

Saval ging neben Moulin in die Knie. Er streckte seine Hand aus, wollte den Mann auf den Rücken drehen.

Pierre stockte mitten in der Bewegung. Seine Augen saugten sich an dem Hals des Mannes fest.

Er sah den dunkelroten Streifen, der schon mehr einem tiefen Abdruck glich, und wußte mit einemmal, daß Roger Moulin nicht mehr zu helfen war.

Der Mann war umgebracht worden.

Pierre Saval richtete sich auf. Tausend Gedanken stürzten auf ihn ein, und in den folgenden Minuten wurde ihm einiges klar, erschreckend klar.

Roger Moulin war nicht von einem Menschen ermordet worden. Nein, für seinen Tod waren die anderen Wesen verantwortlich. Wesen, die es eigentlich nicht geben durfte und die trotzdem existent waren.

Die Teufelsmönche!

Wie kein zweiter hatte sich Pierre für die Geschichte des Klosters interessiert, kannte die schrecklichen Legenden, die sich um dieses Gemäuer rankten. Er wußte, daß längst nicht alles erfunden war, und er hatte den Beweis.

Die Würgemale!

In den alten Chroniken hatte er darüber gelesen. Die Mönche, die damals mit dem Satan einen Bund geschlossen hatten, brachten ihre Opfer auf diese Weise um.

Das war allerdings schon Hunderte von Jahren her, doch ein alter Fluch besagte, daß die Mönche niemals wieder Ruhe finden würden. Sie waren verdammt bis in alle Ewigkeiten.

Pierre wandte sich ab. Sein Atem ging gepreßt, als er sich seinem Wagen näherte.

Es war also doch wahr geworden. Die Mönche hatten wieder

zugeschlagen.

Pierre Saval fuhr an. Er mußte die Polizei benachrichtigen.

Wahrscheinlich auch die Mordkommission. Aber von den Beamten würde ihm niemand glauben.

Pierre spürte, daß er in Schweiß gebadet war. Es half alles nichts. Er mußte zur Gendarmerie.

Es gab zwei Polizisten in Billon. Der eine stand kurz vor der Pensionierung, und der zweite, der ihn ablösen sollte, war erst vor einigen Wochen in den Ort versetzt worden.

Pascal wohnte neben der kleinen Polizeistation. Pierre wußte, daß er allein im Haus war. Seine Frau befand sich schon seit zwei Wochen in der Stadt bei ihrer Tochter, die ein Kind erwartete.

Pierre blickte auf die Uhr. Der kleine Zeiger deutete auf die Sieben.

Pascal war bestimmt schon aufgestanden.

Pierre schellte.

Der Klang der Glocke war melodisch und schwingend.

Wenig später hörte Pierre schon die Stimme des Polizisten. »Ja, ja, ich komme schon. Verdammt, ausgerechnet zu dieser frühen Stunde. Wenn es wirklich nicht dringend ist, dann…«

Pascal schloß auf.

»Du, Pierre?«

»Ja, ich«, sagte der Bürgermeister leise. »Darf ich reinkommen?«

»Selbstverständlich.« Pascal gab den Weg frei. »Aber ich verstehe nicht, was das bedeuten soll. Zu dieser frühen Stunde.«

»Das werde ich dir gleich erklären. Laß uns ins Zimmer gehen.«

Pascal und Pierre gingen in den Wohnraum. Er war mit Möbeln vollgestopft, und ein Antiquitätenhändler hätte bestimmt tief in die Tasche gegriffen, um diesen ganzen Kram zu kaufen.

Pascal war ein rundlicher Typ, mit einem ewig roten Gesicht und grauem Haarkranz. Auf seinen Bauch war er stolz.

»Setz dich doch, Pierre. Ich sehe dir förmlich an, daß etwas passiert ist.«

Pierre Saval nahm Platz. Nervös fingerte er nach seinen Zigaretten.

Als er sich ein Stäbchen anzündete, sah er, daß seine Finger zitterten. Tief zog er den Rauch der Schwarzen in die Lungen.

Pascal war an einen Schrank getreten. »Wein oder Schnaps?«

»Beides.«

»Oh, so kenne ich dich gar nicht.«

Wenige Minuten später hatten die beiden Männer getrunken, und Pierre Saval begann zu erzählen.

Je länger der Bürgermeister berichtete, um so verständnisloser wurde Pascals Gesicht. Schließlich schlug der Polizist mit der Faust auf den Tisch.

»Das ist doch unmöglich, was du da sagst, Pierre. Das gibt es doch

nicht. Da wird sich irgendeiner einen Scherz erlaubt haben. Der alte Moulin hat dir etwas vorgespielt. Moulin ermordet, hier in Billon? Das ist nicht drin. Ich will dir mal was sagen, Pierre.«

Der Polizist stand auf. »Wir beide fahren jetzt zu Moulins Haus, und dann sehe ich mir die Sache einmal an.«

»Das hatte ich vorschlagen wollen.«

»Ich ziehe mir nur noch was über.«

Pascal ging in ein anderes Zimmer.

Pierre Saval nahm noch einen Schluck Rotwein. Er fühlte bereits, wie ihm der Wein in den Kopf stieg, deshalb aß er schnell ein Hörnchen, das einsam und verlassen in einer Schale auf dem Tisch stand.

Er hatte den letzten Bissen gerade hinuntergeschluckt, als Pascal wieder erschien. Er hatte sich seine Uniform übergestreift.

»Wir können«, sagte er.

Die Männer verließen das Haus. Sie nahmen Pierres Wagen.

Einige Minuten später hatten sie Roger Moulins Haus erreicht.

Der Tote lag immer noch im Vorgarten. Deutlich war das Würgemal an seinem Hals zu erkennen.

Schweigend betrachteten die beiden Männer die Leiche.

Schließlich sagte Pascal: »Da kann man wohl nichts mehr machen. Und uns bleibt nichts anderes übrig, als die Mordkommission zu benachrichtigen.«

Pierre lachte auf. »Glaubst du denn im Ernst, daß die etwas erreichen? Nein, die können nur einen normalen Mord aufklären. Aber hier haben andere Mächte ihre Hände im Spiel. Versteh mich doch, Pascal.« Pierres Stimme war drängend geworden.

»Ich habe mich lange genug mit der Geschichte des Klosters beschäftigt. Dieser Mord geht auf das Konto der Mönche.«

»Jetzt bleib aber mal auf dem Teppich, Pierre.« Der Polizist wurde wütend. »Deine Mönche sind tot oder bestehen nur in deiner Phantasie.«

»Du mußt es ja wissen. Nein, ich laß mich nicht davon abbringen.«

»Gut, Pierre, gut. Wenn du so sicher bist, daß sie es getan haben, dann laß uns doch zu dem Kloster hochgehen und den Mörder verhaften.«

»Bist du verrückt, Pascal?« Pierre trat einen Schritt zurück.

»Ohne Waffen?«

»Ich habe eine Dienstwaffe. Ich kann sie dir gerne überlassen.«

»Aber das ist doch Unsinn, Pascal. Du kannst den Mächten aus dem Jenseits nicht mit einer Pistole trotzen. Dazu brauchst du andere Waffen. Pistolen mit geweihten Kugeln, silberne Dolche, Drudenfüße und was weiß ich nicht alles.«

»Ich glaube, du liest gerne Gruselgeschichten«, gab der Polizist zur Antwort. »Ich bin ja bald dreißig Jahre älter als du, Pierre, aber an

solch einen Humbug glaube ich nicht. Du als Bürgermeister müßtest doch verdammt realistisch denken.«

»Das hat mit meinem Job nichts zu tun.« Pierre Saval war in Gedanken versunken. Er sprach leise weiter. »Wenn ich die alten Chroniken richtig verstanden habe, müssen die Mönche morden, um weiter existieren zu können. Sie brauchen die Seelen der Menschen. Sieben Mönche waren es damals gewesen, die mit dem Satan einen Pakt geschlossen haben. Und hier liegt der erste Tote vor uns. Sechs andere werden demnach folgen.«

»Jetzt schnappst du ganz über«, sagte Pascal trocken.

Doch Pierre ließ sich nicht beirren. »Es gibt eine Waffe, durch die man die Mönche besiegen kann.«

»Und die wäre?« fragte Pascal spöttisch.

»Es ist der Kelch des Feuers.«

»Hä? Was ist das denn nun wieder?«

»Der Kelch des Feuers? Er ist uralt und der Legende nach die Arbeit eines Goldschmiedes, der im fünften Jahrhundert gelebt hat. Das Kloster hat diesen Kelch bekommen. Er soll phantastisch aussehen. Jahrhundertelang war er in den Händen des Ordens. Dann kam die Zeit der Reformation und der Inquisition. Heimlich ist der Kelch dann aus dem Kloster gebracht worden.«

»Und wo ist er jetzt?«

»In England. Er ist dort in irgendeiner Kapelle eingemauert. Die Dämonen haben die Kapelle mit einem Bann belegt, damit niemand den Kelch stehlen kann.«

»Und du willst es aber versuchen?«

»Was bleibt mir anderes übrig?«

»Dann wünsch ich dir viel Vergnügen. Ich für meinen Teil bleibe bei den alten Arbeitsmethoden. Die sind mir sicherer und erfolgversprechender. Das heißt konkret, ich rufe die Mordkommission an. Los, Pierre, fahr mich zurück.«

Auf der Fahrt versuchte Pascal den jungen Bürgermeister noch zu überreden, doch ohne Erfolg.

Als der Polizist in das Haus ging, sagte er noch: »Eigentlich mußt du als Zeuge hierbleiben. Aber ich werde den Kollegen erzählen, daß ich die Leiche gefunden habe. Auf einem meiner Kontrollgänge. Mach's gut, Pierre, und laß dich nicht von den Dämonen kaschen.«

Winkend verschwand Pascal in seinem Haus. Pierre Saval blieb noch einige Minuten in seinem Wagen sitzen. Dann fuhr er zu seiner Wohnung, um den Koffer zu packen.

***

Pierre Saval bewohnte drei Zimmer in einem schmucken Neubau. Auch das gab es in Billon.

Er war erst seit ungefähr einem Jahr Bürgermeister und hatte sich eine richtige Junggesellen-Laube eingerichtet. Sein ganzer Stolz waren die selbstgebastelte Stereo-Anlage und die große Plattensammlung.

Pierre stellte sich erst einmal unter die Dusche, um den fehlenden Schlaf auszugleichen.

Es war ein herrliches Gefühl, als die heißen Wasserstrahlen auf seine Haut prallten.

Pierre seifte sich von Kopf bis Fuß ein. Dann drehte er den Hahn für kaltes Wasser auf. Die Wechselduschen taten schnell ihre Wirkung. Die sich anbahnende Müdigkeit wurde aus dem Körper verdrängt.

Pierre drehte die Dusche ab und griff nach seinem Badetuch Plötzlich stutzte er.

Musik drang an seine Ohren.

Musik? Tatsächlich. Sie kam aus seinem Wohnzimmer. Es waren Melodien zum Tanzen und Träumen. Aber er hatte keine Platte aufgelegt!

Pierre spürte, wie ihm eine Gänsehaut über den Körper kroch.

Automatisch schlang er das Badetuch um seine Hüften. Auf nackten Sohlen verließ er das Bad. Seine Füße hinterließen nasse Spuren auf dem hellgrünen Teppich.

Die Tür zum Wohnraum stand halb offen. Pierre konnte von der kleinen Diele aus den Plattenspieler sehen.

Der junge Bürgermeister wischte sich über die Augen.

Auf dem Plattenteller drehte sich eine Scheibe, doch er hatte sie nicht aufgelegt.

Im ersten Augenblick dachte Pierre an Einbrecher, doch dann verwarf er den Gedanken wieder. Etwas anderes kam ihm in den Sinn. Etwas, was grauenhaft und unfaßbar war.

Pierre betrat sein Wohnzimmer. Ängstlich sah er sich um.

Doch da war niemand.

Der Bürgermeister hob den Tonarm des Plattenspielers hoch, wollte ihn in die Halterung zurückhängen…

Da hörte er das Lachen.

Blitzschnell kreiselte Pierre Saval herum. Sein Blick saugte sich an der offenstehenden Schlafzimmertür fest. Aus dieser Richtung war das Lachen gekommen.

Doch da war nichts.

Oder…?

Pierre sah genauer hin und erkannte, daß die Luft plötzlich anfing zu flimmern.

Ein grünliches Leuchten schwebte über der Türschwelle.

Unsichtbare Teile rieben gegeneinander. Funken sprühten.

Konturen wurden sichtbar.

Die Konturen eines Menschen.

Pierre stand starr vor Entsetzen auf seinem Platz. Er hatte die Person erkannt, die sich wie aus dem Nichts herauskristallisiert hatte.

Es war niemand anderes als Roger Moulin!

Wieder kamen Pierre die alten Sagen in den Sinn. Es hieß dort, daß die Mönche die Gestalt ihrer Opfer annehmen konnten. Und das war hier der Fall. Für Pierre gab es nun keinen Zweifel mehr, das die Teufelsmönche Roger Moulin ermordet hatten.

Moulin begann zu sprechen. Mit langsamer Stimme. Doch jedes Wort war klar und deutlich zu hören.

»Du willst den Kampf aufnehmen, Pierre Saval. Ich weiß es, streite es nicht ab. Doch ich warne dich. Die Mächte der Finsternis werden stärker sein. Du kannst nicht gegen sie ankämpfen. Der Kelch des Feuers, du wirst ihn nicht finden, er wird dir kein Glück bringen. Deshalb denke an meinen Rat. Geh von hier, solange es noch möglich ist. Morgen kann es vielleicht zu spät sein.«

Roger Moulin verstummte.

Pierre Saval wollte noch etwas fragen, doch plötzlich begann wieder das grüne Flimmern, und die Gestalt löste sich in nichts auf.

Pierre wandte sich um und ließ sich in einen Sessel fallen. Wie Echos dröhnten die Worte in seinem Kopf nach.

... flieh – flieh...

Pierre ballte die Hände zu Fäusten. Wenn er jetzt aufgab, dann waren viele Menschen hier in Billon verloren. Und war es nicht seine Pflicht, den Menschen zu helfen? Nein, er würde nicht aufgeben, sondern weiterkämpfen.

Entschlossen stand Pierre Saval auf. Im ersten Moment überlegte er, ob er nicht Germaine anrufen sollte. Dann ließ er es bleiben. Er würde ihr von unterwegs Bescheid geben.

Der Koffer war schnell gepackt. Als Pierre Saval eine Viertelstunde später startete, war er fest entschlossen, den finsteren Mächten die Stirn zu bieten.

Doch Pierre konnte nicht ahnen, was ihm noch bevorstand. Vielleicht hätte er dann doch den Rat des ›Toten‹ angenommen…

***

Inspektor Lefèvre erinnerte an den Filmschauspieler Jean Gabin.

Er hatte beinahe die gleiche Statur, und auch sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt. Auf seinem kantigen Schädel hing ein speckiger Hut.

Lefèvre stemmte beide Hände in die Taschen seines abgetragenen Mantels. Die halb angerauchte Zigarette in seinem Mundwinkel verqualmte. »Ich bin jetzt achtzehn Jahre bei der Polizei, aber so etwas ist mir in meiner gesamten Laufbahn noch nicht vorgekommen. Ein Mord – schön und gut. Aber kein Motiv und keine Zeugen – nichts.

Niemand will etwas gehört, geschweige denn gesehen haben.«

Bei dem Wort Zeugen war Pascal zusammengezuckt. Er dachte an Pierre Saval, der sich schon aus dem Staub gemacht hatte und den Pascal gar nicht hätte ziehen lassen dürfen.

Lefèvre seufzte. »Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als sämtliche Bewohner dieses Dorfes zu befragen. Und dazu kann ich mich schon jetzt beglückwünschen. Aber eins sage ich Ihnen, Pascal, allein mache ich die Arbeit nicht. Ich werde aus Colmar noch einige Leute anfordern. Die sitzen sowieso mit ihren dicken Hintern nur an den Schreibtischen rum und regen sich schon auf, wenn sie montags mal zwei Kalenderblätter abreißen müssen.«

Pascal wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Zuviel beißende Ironie hatte in den Worten des Inspektors gelegen.

Lefèvre schlug Pascal auf die Schulter. »Kommen Sie, mein Lieber. In Ihrem Büro ist es gemütlicher als hier draußen. Da sind noch einige Unklarheiten.«

Unterwegs begegnete den Männern der schlaksige Muller, Lefèvres Stellvertreter. Diesem gab der Inspektor den Auftrag, noch einige Leute aus der Stadt herbeizutelefonieren.

Mullers Fuchsgesicht strahlte, als er das hörte. Er hatte auch schon Angst gehabt, daß die Arbeit an ihm hängen bleiben würde.

In Pascals Büro ließ sich der Inspektor ächzend auf einen Stuhl fallen und rieb sich mit einem ehemals weißen Taschentuch über die Stirn. »Ach, man ist eben nicht mehr der Jüngste.«

»Darf es ein Glas Roter sein?« fragte Pascal.

Lefèvre leckte sich die Lippen. »Da brauchen Sie mich erst gar nicht zu fragen. Die Luft ist sowieso viel zu trocken.«

Pascal holte aus dem Schrank eine Flasche und zwei Gläser.

Lefèvre leerte das erste in einem Zug. Dann schüttete er sich selbst nach.

»Also, wenn ich ehrlich sein soll, an diesem verdammten Fall stimmt eine ganze Menge nicht. Erst mal der Fundort der Leiche. Dort, wo sie gelegen hat, war das Gras plattgedrückt. Aber darum herum gab es keinerlei Spuren. Noch nicht mal von Ihnen, Pascal. Haben Sie den Rasen gar nicht betreten?«

Pascal lächelte überrascht und unglücklich. »Sie haben recht, Monsieur Inspekteur, ich habe den Rasen nicht betreten. Ich sah die Leiche und dachte mir sofort, ruf die Mordkommission an und zerstör keine Spuren. Das war's.«

Der Inspektor nickte nachdenklich. »Sie sind schon ein schlauer Bursche, Pascal. Tja, was soll man da machen. Keine Zeugen, keine Spuren, das Haus von innen verriegelt, und die Teile der Fensterscheibe lagen draußen. Folglich hat sich der gute Pierre Moulin im Haus eingeschlossen. Aber warum, Pascal? Warum hat er das

getan? Und, anstatt aufzuschließen, die Fensterscheibe eingeschlagen. Sollte er etwa Angst gehabt haben? Angst vor…«, der Inspektor machte eine kleine Kunstpause, »… vielleicht vor einem gewissen Pierre Saval?«

Pascal, der Polizist, schrak zusammen. Verwirrt blickte er den Inspektor an, der sich seelenruhig eine neue Zigarette in den linken Mundwinkel schob.

»Nun, Pascal? Haben Sie mir nichts zu sagen?«

Der Polizist wurde rot. »Was – äh – ich verstehe nicht, was ich Ihnen zu sagen hätte.«

»Mon Dieu, seien Sie doch nicht so verstockt! Was haben Sie mit Pierre Saval ausgeheckt? Und weshalb hat dieser Mann, der ausgerechnet noch der Bürgermeister ist, das Dorf verlassen? Daß er Moulin umgebracht hat, daran glaube ich nicht. Das wäre zu billig. Aber Sie wissen selbst, Pascal, so ein Dorf hat tausend Augen und Ohren. Und wenn man richtig herumhört, so erfährt man doch allerlei. Wie ich, zum Beispiel. Sie sind leider mit Saval gesehen worden, mein lieber Pascal.«

Der Polizist hatte den Kopf gesenkt und blickte starr auf den Boden. Die Finger seiner Hände hatten sich ineinander verknetet. Und dann begann der gute Saval zu erzählen. Alles, von Anfang an.

Nach einer Viertelstunde war er fertig mit seinem Bericht, und was er befürchtet hatte, trat ein. Lefèvre glaubte ihm nicht. Er lachte ihn sogar noch aus.

»Aus dem Horror-Alter bin ich schon heraus, Pascal. Um mir angst zu machen, müssen Sie schon mit anderen Sachen aufwarten.«

»Ich glaube ja auch nicht daran. Aber unser Bürgermeister, ein junger Mann, er ist der festen Überzeugung, daß diese Mönche existieren.«

»Und deshalb ist er nach England gefahren?«

»Ja. Um den Kelch des Feuers zu holen.«

»Sie sind natürlich sicher, Pascal, daß er wieder zurückkommt.«

»Selbstverständlich, Monsieur Inspekteur. Mit diesem Kelch will Saval den Teufelsmönchen aus dem Kloster zu Leibe rücken.«

Lefèvre grinste. »Außer diesen komischen Mönchen wohnt niemand dort oben?«

»Nein. Die Mönche leben ja nicht dort, oder wenigstens nicht wirklich.« Pascal brach ab. Er wußte selbst nicht, wie er weitersprechen sollte.

Lefèvre stand auf. »Wissen Sie was, Pascal? Wenn morgen die Leute aus Colmar eintreffen, werden wir dem Kloster mal einen Besuch abstatten. Vielleicht laden uns dann die Mönche zu einem Glas Roten ein.« Lefèvre ging zur Tür. Er tippte an seine Hutkrempe. »Wir hören voneinander, Pascal. Spätestens morgen.«

Lefèvre schlug mit einem lauten Knall die Tür hinter sich ins Schloß.

Und jetzt gönnte sich Pascal doch noch einen scharfen Schnaps.

Teufel, das war ja noch mal gutgegangen. Dieser Inspektor war ein verdammt gerissener Hund. Wie er das mit Saval herausbekommen hatte. Alle Achtung.

Pascal trat ans Fenster und schaute über die Milchglasverkleidung.

Draußen begann es zu dämmern. Bald würde es dunkel sein.

Und dann wollte er dem Kloster mal einen Besuch abstatten.

***

Die Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit. Wie ein Dieb schlich sich Pascal aus dem Ort. Niemand brauchte ihn zu sehen.

Vor allen Dingen der Inspektor nicht.

Pascal hatte seine Uniform ausgezogen. Er trug jetzt ein schwarzes Jackett und einen dunklen Pullover. Seine Hose war ebenfalls dunkel.

Billon war wie ausgestorben. Der Inspektor und sein Mitarbeiter hatten sich in ihr Hotel zurückgezogen und waren dabei, in der Gaststube Dorfbewohner zu verhören. Pascal hatte von außen durch das Fenster gepeilt. Der technische Stab der Mordkommission war bereits nachmittags verschwunden.

Pascal gelangte auf die schmale Straße, die Billon mit dem Nachbarort verband. Nach etwa einem halben Kilometer zweigte ein Weg ab, der zum Kloster hinaufführte.

Der Weg war schon bei Tageslicht kaum zu erkennen, und jetzt sah man die Einmündung erst recht nicht. Selbst der ortskundige Polizist mußte eine Weile suchen, bis er die Stelle entdeckt hatte.

Er leuchtete kurz mit seiner Taschenlampe und schob ein paar Büsche zur Seite.

Dann tauchte er in den Wald.

Eine Baumwurzel, die naß und glitschig war, übersah der gute Pascal. Er rutschte aus und konnte sich im letzten Augenblick fangen, sonst hätte er einen Salto gemacht.

»Ist doch besser, wenn ich die Lampe einschalte«, knurrte Pascal.

Der Lichtfinger glitt über den schmalen Weg und riß Bäume und Gebüsch aus der Dunkelheit.

Es war kalt hier. Pascal fröstelte, aber es war auch die innere Nervosität, die ihm eine Gänsehaut über den Rücken laufen ließ.

Der schmale Pfad führte in vielen Windungen bergauf. Zum Teil war er schon zugewachsen, und Pascal kam sich vor wie im Dschungel.

Schon bald geriet er ins Schwitzen. Innerlich bereut er es schon, diesen Ausflug unternommen zu haben, doch ein Zurück gab es nicht mehr. Er wollte es dem Inspektor zeigen.

Überall raschelte und knackte es im Gebüsch und im Unterholz. Die Tiere der Nacht waren erwacht. Eine Eule flog mit rauschenden Schwingen von Baum zu Baum. Sie war auf Beuteflug.

Das Zifferblatt von Pascals Armbanduhr leuchtete grünlich.

Jetzt war er schon über eine halbe Stunde unterwegs und hatte noch nicht einmal die Hälfte geschafft.

Elende Schufterei.

Dann wurde der Weg auf einmal breiter. Das Kloster lag in der Nähe.

Drohend und dunkel hoben sich die stabilen Mauern gegen den samtenen Nachthimmel ab.

Pascal schluckte. Er zögerte, weiterzugehen. Eine innere Stimme warnte ihn.

»Nein, jetzt erst recht!« Pascal gab sich einen Ruck.

Das schwere eiserne Tor stand halboffen. Pascal schlüpfte in den Innenhof.

Die Taschenlampe leuchtete auf. Wenige Meter vor sich sah er den Kreuzgang des Klosters, der von mächtigen Säulen gestützt wurde.

Die Scheiben in den spitzbogigen Fenstern glänzten matt.

Auf Zehenspitzen ging der Polizist weiter. Steine und Sand knirschten unter seinen Sohlen. Überlaut kamen die Geräusche dem ängstlichen Mann vor.

Pascal erreichte den Kreuzgang und blieb erst einmal stehen.

Sein Herz pochte wild, übertönte bald den eigenen Atem.

Der Polizist suchte nach einer Tür. Er fand sie ein paar Meter weiter.

Die Tür war aus massivem Holz und mit Schnitzereien verziert.

Pascal drückte die Eisenklinke nach unten und stemmte sich gegen die Tür.

Quietschend schwang sie nach innen.

Pascal trat einen Schritt zurück, so sehr hatte ihn das Geräusch erschreckt.

Dann gab er sich einen Ruck und betrat das Innere des Klosters.

Ein hoher Saal empfing ihn. Schwere Tische und Stühle standen darin.

Es mußte wohl der Speisesaal der Mönche gewesen sein.

Überall lag der Staub fingerdick.

Der Polizist ging weiter. Er kam sich plötzlich unendlich verlassen vor. Alles strahlte eine unheimliche, bedrückende Atmosphäre aus.

Der Lichtstrahl der Lampe durchbohrte wie ein Schwert die Dunkelheit.

Langsam durchquerte Pascal den Saal und gelangte in die Bibliothek, deren leere Regale bis zur Decke reichten.

Ein Regal war verschoben. Es stand in einem Winkel von etwa 45 Grad von der Wand weg.

Pascal leuchtete dahinter.

Im nächsten Augenblick stieß er einen leisen Schrei aus.

Er hatte einen Geheimgang entdeckt!

Dunkel gähnte ihn der Eingang an. Modrige Luft drang aus der Tiefe.

Kälte wehte ihm entgegen.
Pascal richtete die Lampe nach unten. Stufen wurden sichtbar.
Sie waren schmal und hoch und zum Teil mit Moos bedeckt.
Wohin mochte dieser Gang führen? War dort unten – am Ende der Stufen – das Rätsel des Klosters zu finden? Lebten dort die Teufelsmönche?
Quatsch, sagte sich Pascal. Jetzt hast du dich auch schon von dem Geschwafel verrückt machen lassen. Es gibt keine Teufelsmönche…
Der Polizist stieg in die Tiefe. Dabei gab er acht, daß er nicht ausrutschte.
Je weiter er kam, um so kälter wurde es. Aber es war eine andere Kälte als draußen. Sie ging viel tiefer. Pascal hatte das Gefühl, als umklammere sie sein Herz.
Der Polizist leckte sich über die spröden Lippen. Schweiß lag auf seiner Stirn.
Immer tiefer ging es. Immer näher kam der Eindringling dem Reich der Teufelsmönche.
Und dann war plötzlich die Treppe zu Ende.
Ein Gang breitete sich aus.
Pascal hielt die Taschenlampe weit von sich gestreckt. Der Schein beleuchtete die dicke Querwand am Ende des Ganges.
Erst jetzt sah Pascal die einzelnen Nischen, die zu beiden Seiten des Ganges abzweigten. Sie kamen ihm wie dunkle, drohende Höhlen vor.
Pascal ging ein paar Schritte und leuchtete in die erste Nische.
Entsetzt prallte er zurück.
Der Lampenschein war auf einen offenen Sarg gefallen!
Und in dem Sarg lag ein Mönch…
Pascal stöhnte auf. Er war unfähig zu begreifen, was er soeben gesehen hatte. Doch eins wußte er mit aller Sicherheit. Die Teufelsmönche existierten.
»Nun, mein lieber Pascal? Hast du genug gesehen?« fragte hinter seinem Rücken plötzlich eine höhnische Stimme.
Der Polizist versteifte vor Entsetzen.
Die Stimme kannte er. Gut sogar. Sie gehörte niemand anderem als Roger Moulin, einem Toten…

***

Pascal wußte nicht, wie lange das Entsetzen seinen Körper umklammert hielt. Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren.
Sekunden wurden für ihn zu Minuten.
Irgendwann drehte er sich um, hatte noch immer den Nachhall der Stimme im Gehirn. Pascals Arme baumelten zu beiden Seiten des Körpers hinab. Die eingeschaltete Lampe zeichnete einen hellen Kreis auf den Boden.

Es war tatsächlich Roger Moulin, der vor ihm stand. Roger Moulin, dessen Leiche er gesehen hatte und die jetzt in einem Raum der Feuerwehr aufgebahrt war.

Oder…?

Moulin lächelte. Kalt, grausam und irgendwie siegessicher. Pascal wunderte sich, daß ihn noch nicht der Schlag getroffen hatte.

Noch immer hatte Moulin kein einziges Wort gesprochen, nachdem sich der Polizist umgewandt hatte.

Moulin stand einfach nur da und starrte Pascal an. Die Umrisse seines Körpers wurden durch ein grünliches Leuchten hervorgehoben. Nahezu scharf zeichneten sich die Konturen neben dem grünen Rand ab.

Aber etwas war anders an Roger Moulin. Der Körper – er war nicht völlig existent. Pascal hatte das Gefühl, durch ihn hindurchgreifen zu können.

Das spielte im Augenblick keine Rolle. Dem Polizisten war eins klar geworden. Er hatte kaum eine Chance, hier lebend rauszukommen.

Moulin begann wieder zu sprechen. »Du hast nicht an die Mönche geglaubt, Pascal. Hast sie sogar verspottet. Und dafür wirst du bestraft. Jeder, der die Teufelsmönche angreift, bezahlt mit seinem Leben. Es wird ein Austausch stattfinden. Der Geist eines Mönches wird nach dem Tod in deinen Körper dringen und ihn als Gastkörper übernehmen. Niemand wird merken, daß nicht der echte Pascal vor ihm steht. Die Menschen werden getäuscht.«

Nach diesen Worten begann Moulin schrill zu kichern. Das grünliche Flimmern wurde plötzlich intensiver, bedeckte jetzt die gesamte Gestalt des Teufelsmönches, und die unheimliche Verwandlung setzte ein.

Das Gesicht verschwand. Knochen wurden sichtbar. Ein Totenkopf starrte den entsetzten Pascal an. Doch nicht lange.

Dämpfe schlugen aus den leeren Augenhöhlen. Es bildete sich eine grüne Masse, die sich über den ganzen Schädel verteilte.

Schuppige, grünlich schimmernde Haut war jetzt zu sehen.

Erst jetzt erwachte Pascal richtig aus seiner Erstarrung. Gehetzt flog sein Blick durch das Verlies.

Er stieß den Arm mit der Lampe hoch.

Die Treppenstufen wurden aus der Dunkelheit gerissen.

Das war die Rettung!

Doch noch stand zwischen ihm und der Treppe der unheimliche Mönch. Noch war die Verwandlung nicht ganz abgeschlossen.

Pascal erkannte, daß sich eine dunkle Kutte bildete und wie ein Gewand die Gestalt des Mönches einhüllte.

Pascal riskierte es, mußte alles auf eine Karte setzen, wenn er am Leben bleiben wollte.

Er sprang vor, stieß mit beiden Händen die Gestalt des Mönches beiseite und hetzte auf die Treppe zu.

Pascal übersah die erste Stufe. Er rammte mit der Fußspitze gegen den Stein, bekam das Übergewicht und knallte auf die Stufen.

Sterne tanzten vor seinen Augen. Für einen Moment hatte Pascal das Gefühl, ihm wären sämtliche Zähne ausgeschlagen worden. Eine Augenbraue war aufgeplatzt. Blut rann über sein Gesicht.

Pascal spürte es kaum.

Er raffte sich wieder auf, einzig und allein von dem Gedanken besessen, zu fliehen.

Oben sah er die Tür. Sie war für ihn wie der berühmte Rettungsring. Erreichte er sie, dann…

Plötzlich schrie Pascal auf.

Die Tür bewegte sich. Langsam glitt sie in ihre alte Stellung zurück.

»Nein!« brüllte Pascal und stürmte vorwärts. »Nicht, nicht!« Beide Hände streckte er aus, versuchte, das unabwendbare Schicksal aufzuhalten.

Er schaffte es nicht.

Zu viele Stufen lagen noch vor ihm.

Mit einem satten Geräusch schwappte die Tür zu.

Pascal war gefangen.

Er blieb stehen. Auf der drittletzten Stufe. Beinahe hätte er die Freiheit erreicht.

Der Schein der Taschenlampe tanzte über das dicke Mauerwerk der verschlossenen Tür. Es gab keinen Riegel, kein Schloß – nichts.

Pascal weinte. Weinte vor Wut und Entsetzen. Jetzt begannen seine Nerven zu flattern, wurde ihm die Ausweglosigkeit seiner Lage erst richtig bewußt.

Pascal sank in die Knie. Mit einer Hand stützte er sich an der Wand ab.

Und dann hörte er das siegessichere Kichern.

Pascal hob den Kopf, streckte gleichzeitig den Arm mit der Lampe aus.

Da kamen sie!

Sieben Mönche, eingehüllt in dunkle Kutten und mit den gnadenlosen Zangen in den Händen.

Hintereinander stiegen sie die Stufen hoch. Die grünen, formlosen Gesichter leuchteten. Leere Augenhöhlen glotzten den armen Pascal an.

»Nein!« Pascals Stimme bebte. »Nein, bitte nicht. Laßt mich! Ich – ich habe euch doch nichts getan. Ich…«

Pascals Stimme erstickte in einem Wimmern.

Zwei Stufen noch, dann hatte ihn der erste Mönch erreicht und würde seine grausame Zange gebrauchen.

Pascal sprang auf, rannte auch noch die letzten beiden Stufen hoch und trommelte in wilder Panik gegen die Tür.

Die Lampe zerbrach.

Dunkelheit breitete sich aus.

Der Polizist brüllte. Er war nicht mehr Herr seiner Sinne, war schon vom Wahnsinn gezeichnet.

Pascal spürte nicht mehr das kalte Eisen am Hals.

***

Pierre Saval hatte in ununterbrochener Fahrt die Nordwestküste Frankreichs erreicht. Jetzt mußte er auf die Fähre nach England warten.

Er tat dies in einer kleinen Bar, unweit der Anlegestelle. Pierre war müde. Da nützte auch kein starker Kaffee mehr.

Der Wirt, ein freundlicher Mann, lächelte mitfühlend. »Soll ich Ihnen Streichhölzer verkaufen, Monsieur?«

Pierre schreckte hoch. »Wieso?«

»Die können Sie sich unter die Augen klemmen.«

Der Bürgermeister war sogar zu müde, um zu lächeln.

»Wissen Sie was, Monsieur«, sagte der Wirt und nahm an Pierres Tisch Platz. »Ich habe im Hinterzimmer ein Bett stehen. Dort können Sie sich hinlegen. Die Fähre dampft sowieso erst in drei Stunden ab.«

Pierre sah auf. »Das dürfte ich wirklich tun?«

»Warum nicht? Wir sind alle nur Menschen. Kommen Sie, Monsieur.«

Pierre folgte dem Wirt in das Zimmer. So wie er war, fiel der junge Bürgermeister auf das Bett. Noch in derselben Minute schlief er ein.

Eine halbe Stunde vor Abfahrt der Fähre weckte ihn der Wirt.

Pierre setzte sich mühsam auf und rieb seine Augen. »Mon Dieu, das tut gut«, sagte er. »Was bin ich Ihnen schuldig?«

»Nur die beiden Tassen Kaffee.«

Pierre zahlte freiwillig den dreifachen Preis. Dann setzte er sich in seinen Wagen. Die Fähre hatte schon angelegt. Pierre fuhr bis an das Ende des Schiffs und stieg aus dem Auto.

Er lehnte sich über die Reling und starrte in die schmutzig grauen Fluten des Ärmelkanals.

Seine Gedanken kreisten um die Teufelsmönche. War es überhaupt richtig, was er tat? Vielleicht gab es diesen geheimnisvollen Kelch gar nicht. Möglicherweise hatte er sich zu sehr auf Legenden und Sagen berufen.

Und wen sollte er fragen? Man würde ihn bestimmt auslachen.

Aber zurückkehren wollte er auch nicht. Nein, er mußte die Kapelle finden.

Von unterwegs hatte er Germaine angerufen und ihr mit kurzen Sätzen erzählt, was er vorhatte. Germaine hatte ihm schwere

Vorwürfe gemacht, und im Prinzip waren sie auch berechtigt.

Pierre setzte sich wieder in seinen Wagen und schlief auch prompt ein. Er wurde erst wach, als die englische Küste schon auftauchte.

Eine halbe Stunde später befand er sich auf britischem Boden.

Pierre hatte sich noch eine gute Karte besorgt und sich den Weg nach London gut gemerkt. Von dort aus sollte es dann nach Norden weitergehen, bis fast zur schottischen Grenze. Irgendwo nördlich von Newcastle sollte die alte Kapelle liegen. Das Gelände dort war unwegsam und das Klima rauh. Auch jetzt im Frühsommer.

Pierre fuhr von Südosten auf London zu. Mittlerweile war schon die Nacht hereingebrochen, und der Bürgermeister beschloß doch, auf halber Strecke ein kleines Hotel aufzusuchen.

Am frühen Morgen ging es weiter, und er erreichte London gegen neun Uhr.

Aber was sollte er jetzt tun?

Pierre dachte nach und kam zu der Überzeugung, daß ihm nur eine Institution helfen konnte.

New Scotland Yard!

Dort wollte er sich erkundigen, ob es irgendwelche Quellen gab, in denen mehr über die Geschichte der Kapelle verzeichnet war. Wahrscheinlich würden sie ihn vom Yard aus zu irgendeinem Museum schicken. Die Polizei sollte in England ja recht freundlich sein.

Pierre quälte sich durch den Londoner Vormittagsverkehr und erreichte schließlich das Yard-Gebäude.

Zuerst wunderte er sich über den prächtigen Betonbau, doch dann fiel ihm ein, daß Scotland Yard ja schon längst nicht mehr in dem traditionsreichen Backsteinbau residierte.

Es gab sogar freie Besucherparkplätze.

Pierre Saval hatte doch Herzklopfen, als er durch die gläserne Tür schritt.

Er kramte seine ganzen Englischkenntnisse zusammen und ging auf den Mann an der Auskunft zu.

Nach einem zehnminütigen Hin und Her wurde er in die Informationsabteilung verwiesen.

Hier konnte Pierre endlich mit der Sprache herausrücken, und er war überrascht, daß man ihn nicht auslachte.

»Ja«, sagte der schnurrbärtige Inspektor, »ich glaube, daß wir Ihnen helfen können, Mr. Saval. Einen Augenblick mal.«

Der Inspektor griff zum Telefonhörer und ließ sich mit einem Mann verbinden, dessen Name Pierre nicht verstand.

Schon nach wenigen Sekunden legte der Inspektor auf. »Alles klar, Mr. Saval«, sagte er und lächelte. »Ich werde Sie gleich zu einem Kollegen bringen lassen, der sich um Ihre Angelegenheit kümmert.«

Der Inspektor rief einen Namen, und ein uniformierter Beamter

betrat den Dienstraum.
Der Inspektor reichte Pierre die Hand.
»Viel Glück, Mister.«
Pierre lächelte und erwiderte den Händedruck. Nie hätte er gedacht, daß man sich seines Falles so aktiv annehmen würde.
Mit dem Paternoster ging es einige Etagen höher. Der Uniformierte geleitete Pierre zu einer Tür, die mit einer Milchglasscheibe versehen war.
Der Beamte klopfte an.
»Come in«, kam eine Stimme von innen.
Der Polizist öffnete Pierre die Tür und verschwand wieder.
Zögernd betrat der junge Bürgermeister das Büro.
Ein großer blondhaariger Mann erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Er kam mit ausgestreckter Hand auf Pierre zu.
»Guten Tag, Mr. Saval. Mein Name ist Sinclair, Inspektor John Sinclair.«

***

Pierre Saval hatte wirklich Glück gehabt, daß er an John Sinclair geraten war. Geisterjäger, so wurde der Inspektor von seinen Freunden tituliert. John Sinclair führte praktisch einen Ein-Mann-Krieg gegen die Mächte der Finsternis. Er war vom Yard mit sämtlichen Vollmachten für den Notfall ausgestattet und konnte sich, wenn es sein mußte, auch über Ländergrenzen hinwegsetzen. Das war auch nötig. John Sinclair hatte in seiner Laufbahn bei Scotland Yard schon die vertracktesten Fälle gelöst.
Er fing immer dort an, wo andere die Flinte ins Korn warfen und nicht mehr weiterkamen. John Sinclairs Fälle waren zumeist hochbrisant, und mehr als einmal war es schon um die Existenz der Menschheit gegangen.
John bot dem jungen Franzosen einen Platz an.
»Sicher möchten Sie etwas trinken, Mister – pardon, Monsieur Saval.«
Pierre nickte. »Wenn Sie einen Kaffee hätten, Inspektor.«
John bestellte ihn, und schon nach knapp einer Minute standen zwei dampfende Tassen des köstlichen Getränks auf dem Schreibtisch.
Pierre Saval hatte sofort Vertrauen zu dem großen, blondhaarigen Inspektor gefaßt. Er ahnte, daß dieser Mann kein Spinner war.
»Nun, Monsieur Saval, was haben Sie auf dem Herzen?«
Pierre zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht so recht, wie ich beginnen soll, Inspektor…«
»Am besten, Sie fangen von vorn an.«
»Ja.« Pierre nickte und begann zu erzählen.
John war ein guter und aufmerksamer Zuhörer. Er unterbrach Pierre mit keinem Wort und nickte einmal nachdenklich, als der

Bürgermeister von den Teufelsmönchen anfing.

»Ja, das war's«, sagte Pierre zum Schluß und blickte John Sinclair hilfesuchend an.

Der Inspektor hatte die Hände ineinander verschränkt. Seine Augen ruhten nachdenklich auf der Gestalt des Bürgermeisters.

»Das ist sehr interessant, was Sie mir erzählt haben, Monsieur Saval. Und ich glaube, daß ich Ihnen helfen kann.« John griff zum Telefonhörer, ließ sich mit dem Zentralarchiv der Londoner Universitätsbibliothek verbinden und verlangte nach einem Professor Fisher.

Fisher hatte John mal einen Gefallen getan und sich auch weiter bereit erklärt, mit dem Yard zusammenzuarbeiten.

John bekam den Professor nach einigen Minuten. Er brauchte zwei Sätze, um den Wissenschaftler mit dem Problem vertraut zu machen. Dann legte er wieder auf.

John erhob sich. »Kommen Sie mit, Monsieur Saval«, sagte er zu dem erstaunt dreinblickenden Franzosen. »Wir haben eine kleine Unterhaltung mit einem Experten. Wenn uns jemand weiterhelfen kann, dann ist er es.«

Wenige Minuten später saßen sie in Johns silbergrauem Bentley und fuhren in Richtung Universität.

Die Bibliothek lag in einem Parkgelände. Der Park bot ein freundliches Bild. Unter den Bäumen standen Bänke, auf denen die Studenten saßen. Manche lasen, andere waren in angeregte Gespräche vertieft.

John parkte vor dem Gebäude.

»Wir sind bei Professor Fisher angemeldet«, sagte er zu dem Portier.

Der telefonierte kurz, und der Wissenschaftler ließ es sich nicht nehmen, die Männer persönlich abzuholen.

Sie gingen in Professor Fishers Arbeitszimmer, ein modern eingerichtetes Büro. Kein staubiger Bibliotheksraum, wie Pierre schon angenommen hatte.

Professor Fisher war noch jung. Keine vierzig Jahre alt. Er trug einen Vollbart und hatte hellwache, kluge Augen.

John kam sofort zur Sache. Diesmal erzählte er Pierres Geschichte. Professor Fisher war ein ebenso aufmerksamer Zuhörer wie vorher der Inspektor. Schließlich stand er auf, und ein verschmitztes Lächeln überzog sein Gesicht.

»Ich glaube, ich kann Ihnen da helfen, Gentlemen. Einen Augenblick nur.«

Professor Fisher verschwand. Als er zurückkehrte, hielt er ein kleines Buch in der Hand. Es war schon älter und hatte einen schwarzen kartonierten Umschlag.

Professor Fisher schlug das Buch auf, blätterte kurz und sagte dann:

»Ja, hier steht es. Lesen Sie selbst.«

Er reichte das Buch den beiden Männern.

John und Pierre beugten sich interessiert vor. Zum Glück verstand Pierre gut die englische Sprache, und er hatte keine Schwierigkeiten, den Text zu lesen.

Das Kapitel berichtete über wertvolle Funde und Gegenstände aus der Gegend von Newcastle. Unter anderem war auch von einem Kelch des Feuers die Rede, der in einer Kapelle unweit des Ortes Lilingtown aufbewahrt wurde.

John legte das Buch zur Seite. »Das war schon sehr viel, Professor. Aber Einzelheiten über die Kapelle haben Sie nicht zufällig zur Hand?«

»Nein, damit kann ich Ihnen nicht dienen.« Fishers Stimme klang bedauernd.

»Dann haben Sie vielen Dank.«

John und Pierre Saval standen auf.

»Und sollte irgend etwas sein, Scotland Yard ist zu Gegendiensten gern bereit, Professor.«

Der Wissenschaftler reichte den Männern die Hand. »Das weiß ich doch, Inspektor. Viel Glück.«

»Danke, das können wir brauchen.«

Als sie wieder vor dem Gebäude standen, sagte Pierre Saval:

»Sie haben mir sehr geholfen, Inspektor Sinclair.«

John lächelte etwas ironisch. »Und Sie meinen, ich lasse Sie allein in die gottverlassene Gegend von Newcastle fahren?«

Saval blickte überrascht auf. »Sie wollen mich begleiten?«

»Und ob, Monsieur Saval. Das, was Sie entdeckt haben, ist schließlich ein Fall für den Geisterjäger.«

Und daß es wirklich ein Fall für ihn war, bekam John schon bald sehr drastisch zu spüren…

***

Germaine Bousseau machte sich große Sorgen um Pierre Saval.

Unruhig ging sie in ihrem Zimmer auf und ab. Pierres Anruf hatte sie aus ihrer Ruhe geschreckt. Sie kannte ihren Freund schon lange und wußte von seinem etwas komischen Hobby.

Geister und Gespenster – sie glaubte an so etwas nicht. Pierre maß den alten Sagen und Legenden mehr Bedeutung bei, als sie verdienten.

Die Zigarette verqualmte zwischen Germaines Fingern. Pierre hatte ihr bei seinem Anruf kurz erzählt, um was es ging und weshalb er nach England gefahren war. Mehr nicht. Aber Germaine hatte auch die Sorgen aus seinen Worten herausgehört, und das machte sie skeptisch. Nervös zündete sie sich eine neue Zigarette an und nahm ihre Wanderung wieder auf.

Germaine Bousseau war eine schöne Frau. Sie hatte das lackschwarze

Haar zu einer modernen Krauskopffrisur drehen lassen. Das machte sie um mindestens fünf Jahre jünger. Niemand sah ihr jetzt noch an, daß sie schon dreißig Jahre alt war. Große, tiefblaue Augen gaben ihrem Gesicht einen faszinierenden Ausdruck, und der kirschrot geschminkte Mund kontrastierte gut zu ihrem hellen Teint.

Germaine trug Jeans und einen saloppen Pullover. Sie hatte eigentlich vorgehabt, den Tag hier im Haus zu verbringen, doch Pierres Anruf hatte sie aus ihrer Ruhe gestört.

Zum Glück war ihr Mann verreist. Ganz plötzlich mußte er geschäftlich nach Wien. Er blieb mindestens zwei Wochen weg.

Das war gut so.

Germaine drückte die Zigarette aus. Sie ging in ihr Schlafzimmer, zog sich um und packte auch noch einige Sachen in einen kleinen Koffer. Sie wollte sich in Billon in einem Hotel einmieten und dort auf Pierres Rückkehr warten.

Germaines Fiat stand in der Garage. Sie setzte sich in den kleinen dunkelroten Flitzer und nahm die Ausfallstraße, die auch nach Billon führte.

Es war schon dunkel, als sie in dem kleinen Ort eintraf. Billon, sonst ein verschlafenes Städtchen, wirkte wie aufgescheucht.

Überall standen die Einwohner herum und diskutierten. Der Mord an Roger Moulin war Gesprächsthema Nummer eins.

Pierre hatte ihr auch erzählt, daß er sich mit dem Polizisten Pascal in Verbindung gesetzt hatte, Ihn wollte Germaine aufsuchen.

Doch zuerst suchte sie sich ein Hotelzimmer. Man kannte sie hier nicht, und der Besitzer des kleinen Hotels stellte neugierige Fragen.

»Sind Sie von der Zeitung, Mademoiselle?«

»Ja«, erwiderte Germaine kurz angebunden.

»Dann sind Sie bestimmt wegen des Mordes gekommen, oder?«

Germaine lächelte knapp. »Sie haben recht.«

Der Hotelbesitzer, der auch gleichzeitig Portier war, beugte sich vor. »Es ist ein Inspektor Lefèvre aus Colmar gekommen. Das Verbrechen zieht weite Kreise, kann ich Ihnen sagen. Wenn Sie was wissen wollen, dann setzen Sie sich mit diesem Mann in Verbindung.«

Germaine, die schon auf ihr Zimmer gehen wollte, vermutete plötzlich in dem Hotelier eine gute Informationsquelle. »Sagen Sie mal, guter Mann, es soll doch hier auch einen Polizisten namens Pascal geben. Oder irre ich mich da?«

»Nein, nein, Sie haben schon recht.«

»Und wo wohnt der Mann?«

»Nicht weit von der Polizeistelle. Sie müssen die nächste Querstraße rechts nehmen. Es ist ein kleines Haus. Das Dach ist schon ziemlich abgeblättert. Müßte mal erneuert werden. Ich sage immer…«

»Danke, Monsieur, danke«, sagte Germaine schnell, um den Redefluß

des Hoteliers zu unterbrechen. »Ich komme schon zurecht.«
Wo die Polizeistelle war, hatte sie auf der Fahrt gesehen.
Germaine setzte sich wieder in ihren Wagen und fuhr los.
Das Haus würde sie schnell finden. Sie stellte den Wagen ab und ging zu Fuß weiter.
In der schmalen Straße brannte eine trübe Laterne. Germaine fand das Haus tatsächlich schnell. Direkt davor stand ein Kirschbaum.
Hinter den Fenstern brannte kein Licht. Wahrscheinlich war Pascal nicht zu Hause. Bestimmt saß er mit dem Inspektor zusammen und beratschlagte den Mordfall.
Germaine überlegte. Am besten war es, wenn sie auf Pascal wartete. Und um neugierigen Fragen aus dem Weg zu gehen, war der Fiat der geeignetste Platz.
Die Stunden vergingen.
Noch immer war Pascal nicht heimgekehrt. Germaine hatte schon über zehn Zigaretten geraucht und einen pelzigen Geschmack im Mund.
Sie blickte auf ihre Uhr. Mein Gott, Mitternacht war schon vorüber. Jetzt hatte sie bereits drei Stunden gewartet.
Die Frau stieg aus dem Wagen und atmete tief die Nachtluft ein. Langsam wurde sie wieder wach.
Sie ging die paar Schritte zu dem Haus. Sie wollte noch eine halbe Stunde warten. Wenn Pascal bis dahin nicht gekommen war, dann würde sie ihr Hotel aufsuchen.
Germaine lief bis zu der grün gestrichenen Haustür. Probehalber stieß sie gegen das Holz. Die Tür war verschlossen.
Plötzlich hörte sie hinter sich eine Stimme.
»Suchen Sie mich, Mademoiselle?«
Mit einem erstickten Schrei fuhr Germaine herum.
Vor ihr stand Pascal. Er lächelte, und mit leiser Stimme fragte er: »Wollen Sie nicht ins Haus kommen, Mademoiselle?«
Germaine nickte. Sie konnte nicht wissen, daß sie einem Toten gegenüberstand…

***

Plötzlich kamen Germaine Bedenken.
Sie zögerte.
Irgend etwas stimmte nicht mit diesem Polizisten. Sie wußte auch nicht, was sie störte, doch eine innere Stimme flüsterte ihr zu: Paß auf!
Es war eine Warnung, nicht mehr als ein Hauch, der sie streifte, und doch reagierten ihre Sinne darauf.
Das Abwehrgefühl verstärkte sich.
Sekundenlang geschah nichts. Die Dunkelheit kam Germaine

plötzlich drohend und gefährlich vor.

Angst. Ja, das war es.

Germaine wollte etwas sagen, irgendeine Entschuldigung murmeln, doch in diesem Augenblick trat Pascal vor. Er lächelte. Sein Gesicht war ein heller glänzender Fleck.

»Gestatten Sie, Mademoiselle. Ich möchte gern vorbei. Sie versperren den Weg zu meiner Haustür.«

Der Polizist drückte sich an Germaine vorbei, streifte sie mit seinem Körper.

Kälte ging von ihm aus.

Pascal erreichte die Haustür, wandte Germaine den Rücken zu.

Jetzt kannst du weglaufen! hämmerte es in Germaines Gehirn.

Jetzt!

Doch sie blieb stehen, als wäre sie mit dem Boden verwachsen.

Pascal schloß die Tür auf. Sie schwang quietschend nach innen.

»Bitte sehr, Mademoiselle«, sagte der Polizist und machte eine einladende Handbewegung. »Sie wollen doch zu mir.«

Germaine nickte. »Ja, natürlich.«

Sie betrat das Haus. Es roch muffig. Kalter Rauch hing in der Luft.

Pascal machte Licht. Dann schloß er die Tür.

Hart schnappte sie ins Schloß.

Germaine zuckte zusammen. Sie wandte den Kopf.

Pascal lächelte sie noch immer an. Jetzt machte er einen Schritt auf sie zu.

Germaine erstarrte vor Entsetzen. Mit einemmal wußte sie, was sie gestört hatte.

Aber es war zu grauenhaft, zu unbegreiflich, zu…

Germaines Denken setzte aus. Nur eins war ihr noch bewußt.

Pascal atmete nicht mehr!

»Ich darf Sie ins Wohnzimmer führen, Mademoiselle«, sagte der Polizist und ging voraus.

Germaine folgte ihm automatisch.

Alte, abgewetzte Möbel standen in dem Zimmer herum. Es war wirklich ein Herumstehen. Nichts zeigte Geschmack und Linie.

Pascal deutete auf einen zerschlissenen Sessel. »Nehmen Sie doch Platz, Mademoiselle.«

Germaine setzte sich auf die Kante und schlug die Beine übereinander.

Sie trug einen bedruckten Cordrock in modischer Länge und einen grünen Pullover. Eine Korallenkette baumelte um ihren Hals.

»Sie sind doch nicht einfach so zu mir gekommen, Mademoiselle. Darf ich erfahren, was der Grund Ihres Besuches ist?«

Germaines Finger spielten nervös mit der Korallenkette. Sie hatte den Kopf gehoben und sah Pascal an.

Er sah aus wie ein normaler Mensch, und…

Vielleicht habe ich mir das auch alles nur eingebildet, sagte sich Germaine. Dann gab sie sich einen Ruck und begann zu sprechen. »Es geht um den Bürgermeister von Billon«, sagte sie, »um Pierre Saval.«

»Oh, Sie kennen ihn?«

»Ja.« Germaine senkte den Blick. »Was ich Ihnen jetzt sage, Pascal, muß unter uns bleiben. Ich kenne Pierre Saval sogar so gut, wie man einen Mann eben nur kennen kann. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Aber sicher doch, Mademoiselle.«

»Deshalb mache ich mir auch Sorgen um ihn. Pierre hat mich heute angerufen und von seiner Reise nach England erzählt. Er hat auch die komischen Teufelsmönche erwähnt und davon gesprochen, daß sie tatsächlich existieren. Deshalb mache ich mir Sorgen. Pierre ist ein phantastischer Mensch, aber manchmal auch ein wenig spinnerig veranlagt. Er glaubt nämlich an das Übersinnliche.«

»Das ist kein Fehler, Mademoiselle. Aber Sie tun sehr geheimnisvoll. Eigentlich müßte ich Sie kennen, aber ich habe Sie noch nie in Billon gesehen. Pierre Saval war doch sonst nicht so verschwiegen.«

»Das hat auch seinen Grund. Ich bin verheiratet«, gab Germaine offen zu. »Und wenn unser Verhältnis herauskommt, bevor ich geschieden bin, könnte das Pierres Karriere schaden. Begreifen Sie nun, weshalb wir unsere Verbindung geheim gehalten haben?«

»Ja, das verstehe ich«, sagte Pascal, »und ich werde auch nichts davon weitererzählen.«

»Danke sehr.«

»Aber sagen Sie, Mademoiselle… mon Dieu, jetzt weiß ich noch nicht mal Ihren Namen.«

»Ich heiße Germaine Bousseau.«

»Germaine paßt zu Ihnen. Sagen Sie, Mademoiselle Bousseau, weshalb ist Ihr Freund nach England gereist?«

Pascal stellte die Frage bewußt, obwohl er die Antwort schon kannte. Aber er wollte ganz sichergehen.

»Er will irgendeinen Gegenstand besorgen. Einen Kelch.«

Germaine überlegte einen Augenblick. »Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Den Kelch des Feuers. Seltsam, wie?«

»Das finde ich gar nicht.«

»Wieso?«

»Weil dieser Kelch des Feuers den Teufelsmönchen tatsächlich gefährlich werden kann.«

»Dann glauben Sie auch daran, Pascal?«

Der Polizist begann plötzlich zu lachen. Hämisch und abgehackt, aber auch triumphierend.

»Ja, ich glaube daran, Mademoiselle, denn ich gehöre ebenfalls zu

den Teufelsmönchen.«

Hart wie Stahl waren die Worte ausgesprochen worden.

Germaine zuckte zusammen. Siedendheiß fiel ihr ein, was sie vor dem Haus gespürt hatte.

Germaine verkrampfte sich. Schreckensstarr saß sie in dem Sessel und hatte den Kopf in den Nacken gelegt.

Pascal war aufgestanden.

Sie starrte zu dem Polizisten hoch.

Und da sah sie das Leuchten.

Es kam aus dem Nichts, war einfach da und umschloß die Gestalt des Polizisten wie eine zweite Haut.

Grüne Funken sprühten auf. Ein scheußlicher Geruch breitete sich aus.

Die Gestalt des Polizisten verschwand, löste sich auf in einen grünen flirrenden Nebel.

Germaine sah zwar, was sich vor ihren Augen abspielte, begriff jedoch nichts. Ihr Denken war völlig ausgeschaltet.

Da wurde der grüne Nebel wieder dichter, wirbelte durcheinander. Die Fetzen formten sich zu einer Gestalt, wurden fest, verwandelten sich in Materie.

Eine braune Kutte schälte sich aus der Nebelwand. Unter der hochgezogenen Kapuze entstand ein Gesicht.

Es war nur eine grünlich schimmernde Masse mit leeren, tiefen Augenhöhlen.

Arme wurden sichtbar.

Gekrümmte Finger ragten aus den weiten Kuttenärmeln hervor. Die Hände machten ein paar rasche Bewegungen.

Und plötzlich materialisierte sich ein Gegenstand aus dem Nichts.

Eine lange Zange.

Noch immer starrte Germaine gebannt auf die gräßliche Gestalt. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Deutlich trat das Weiße hervor. Germaine hatte die Hände zu Fäusten geballt. Die spitzen Fingernägel drangen in ihr Fleisch.

Sie stöhnte.

Und plötzlich brach der Bann, Germaine wurde klar, was der Unheimliche wollte.

Ihren Tod!

Sie sprang auf, wollte flüchten, um Hilfe schreien.

Zu spät.

Die Backen der mörderischen Zange legten sich um ihren Hals.

Germaine röchelte. Sie fiel zurück in den Sessel.

Schon schwemmten die ersten Wellen der Ohnmacht in ihr hoch, schon lief ihr Gesicht blau an.

Da schellte es an der Tür…

***

Urplötzlich war der Druck verschwunden.

Germaine würgte. Kraftlos fiel sie nach vorn, bekam das Übergewicht und prallte auf den Boden.

Wieder schrillte die Klingel.

Und gleichzeitig löste sich der unheimliche Mönch in nichts auf. »Ich komme wieder!« hörte Germaine noch seine Stimme, dann war sie allein.

»Pascal, öffnen Sie!« ertönte schwach von draußen eine Stimme. »Ich weiß, daß Sie da sind. Ich muß mit Ihnen noch mal reden.«

Gierig zog Germaine die Luft in ihre gequälten Lungen. Sie wollte etwas sagen, doch nicht einmal ein Krächzen drang aus ihrem Mund.

»Pascal, verdammt! Hier ist Inspektor Lefèvre!«

Germaine kroch zur Tür. Auf allen vieren. An der Klinke zog sie sich hoch.

Die Frau taumelte in den schmalen Flur, auf die Haustür zu und riß sie auf.

»Pascal, zum Teufel, was…«

Inspektor Lefèvre stockte. »Wer sind Sie denn, Mademoiselle?«

»Ich – ich«, würgte Germaine hervor, und dann brach sie zusammen.

Im letzten Moment gelang es Lefèvre, die Frau aufzufangen. Er trug sie ins Wohnzimmer und legte sie auf eine Couch.

»Das ist ein Ding«, murmelte er und zündete sich eine Schwarze an. Nachdenklich betrachtete er die Würgemale am Hals der Frau. Sie sahen genauso aus wie die an Moulins Hals, nur waren sie hier nicht so tief in das Fleisch gedrungen.

Lefèvre suchte die Küche, um von dort ein Glas Wasser zu holen. Immer wieder rief er den Namen des Polizisten, doch eine Antwort erhielt er nicht.

Was war hier vorgefallen?

Der Inspektor hob Germaines Kopf an und flößte ihr behutsam etwas Wasser ein.

Es war die richtige Methode. Schon bald schlug Germaine die Augen auf, sah das Gesicht über sich und begann zu wimmern.

»Keine Angst, Mademoiselle. Ich tue Ihnen nichts.«

Lefèvre sprach beruhigend auf die Frau ein. Und es dauerte nicht einmal fünf Minuten, da konnte Germaine berichten.

Und was sie sagte, riß selbst den hartgesottenen Inspektor vom Stuhl hoch.

***

Der Motor des Bentley schnurrte wie eine zufriedene Katze. Es tat dem Wagen gut, mal wieder richtig ausgefahren zu werden.

Zu lange hatte sich John Sinclair in der letzten Zeit innerhalb der

Londoner Stadtgrenzen bewegt.

Der Inspektor steuerte. Locker und entspannt saß er hinter dem Lenkrad. John gehörte zu der Art von Autofahrern, deren Konzentration auch nach 500 Meilen noch nicht nachließ.

Pierre Saval saß auf dem Beifahrersitz. Er hatte die Rückenlehne nach hinten gestellt und schlief. Die vergangenen Tage waren doch zu anstrengend gewesen.

John Sinclair fuhr ruhig und sicher. Er hatte vier Wochen Büroarbeit hinter sich und war relativ ausgeruht. Der Fall, den er zuletzt bearbeitet hatte, war schiefgelaufen. John hatte gegen einen Superverbrecher namens Dr. Tod gekämpft. Diesem Mann war es gelungen zu fliehen, und John hatte das bestimmte Gefühl, daß er bald wieder von ihm hören würde.

Der Inspektor hatte die Schnellstraße genommen. Sie war gut ausgebaut, und außerdem herrschte nicht sehr viel Betrieb.

Meile um Meile fraß der schwere Wagen. Die Abfahrten zu den einzelnen Ortschaften flogen nur so vorbei.

Nach vier Stunden Fahrt wurde Pierre Saval wach. Er blinzelte erstaunt und reckte sich. Dann setzte er sich auf.

John grinste ihn von der Seite her an. »Ausgeschlafen, Pierre?«

»Abgebrochen.«

Die beiden Männer waren in der Anrede zu den unkonventionelleren Vornamen übergegangen. John war der Meinung, daß ein gemeinsames Ziel sie stark verband.

Die Abfahrt nach Newcastle tauchte auf.

»Hier müssen wir runter«, sagte John, der sich die Strecke auf der Karte vorher angesehen hatte.

Sie kamen an eine Kreuzung.

Lilingtown – 25 miles stand auf einem Schild.

»Das ist schnell geschafft«, meinte John und zog den Wagen nach links.

Die Straße war relativ gut ausgebaut. Ab und zu fuhren sie durch kleinere Ortschaften, deren Aussehen typisch für dieses Gebiet war. Sie lagen zumeist dicht im Schatten großer Fördertürme, ein Wahrzeichen des nordöstlichen Englands.

Die Luft war dunstig, und die Sonnenstrahlen drangen nur gefiltert auf die Erde.

Bald tauchte Lilingtown auf. Es war eine Kreisstadt, direkt im Kohlengebiet. Etwa fünftausend Menschen wohnten hier, und es gab kaum eine Familie, die nicht irgendwie mit der Kohle oder ihrer Aufbereitung zu tun hatte.

Sie passierten die tristen Vorortsiedlungen und kamen dann in das Zentrum.

Es gab einen Marktplatz, um den sich zahlreiche Geschäfte

gruppierten. Auch das Rathaus befand sich in der Nähe. Es lag in einer Seitenstraße.

Hier wollten John und Pierre hin.

Einen Parkplatz fanden sie auf Anhieb. Die Männer reckten sich ausgiebig, bevor sie durch die spitzbogige Tür schritten. Sie hatten Glück, denn es war kurz vor Feierabend. John hatte schon befürchtet, es nicht mehr rechtzeitig zu schaffen.

Der Auskunftsbeamte wurde direkt freundlich, als ihm John seine Legitimation präsentierte.

Er fragte nach den Wünschen des Inspektors.

John wollte einen Kulturbeamten der Stadt sprechen.

Das Gesicht des Auskunftsknaben hellte sich auf. »Sie haben Glück, Sir. Mr. Crawford befindet sich noch im Hause. Aber ob er Sie um diese Zeit noch empfängt?«

»Versuchen Sie es wenigstens.«

Der Knabe rief an und vollführte einige Verbeugungen, während er mit dem zuständigen Beamten sprach.

Dann durften John und Pierre hinaufgehen.

»So muffig riecht es bei uns aber nicht«, meinte Pierre und verzog das Gesicht, weil ihm der Bohnerwachsgeruch in die Nase gestiegen war.

John zuckte mit den Schultern. »Man gewöhnt sich an alles.«

In Mr. Crawfords Vorzimmer wurden sie von einem spitznasigen und blassen Assistenten empfangen, dessen Stimme so leise war, daß man zweimal hinhören mußte, um sie überhaupt zu verstehen.

»Mr. Crawford erwartet Sie. Aber halten Sie ihn nicht zu lange auf. Mr. Crawford hat einen sehr schweren Tag hinter sich, und ich weiß nicht…«

John winkte ab. »Ja, ja, ich kenne mich da aus. Bin schließlich selbst Beamter.«

Der Bleiche überhörte den Spott und riß dienernd die Tür auf.

»Kommen Sie rein, Gentlemen«, sagte Crawford mit dröhnender Stimme.

Er war das krasse Gegenteil seines Assistenten. Massig, hemdsärmelig und direkt. Über seinem nicht unbeträchtlichen Bauch spannten sich zwei breite Hosenträger.

»Setzen Sie sich doch«, sagte Crawford und deutete auf eine kleine Sesselgruppe. »Was führt Sie zu mir?«

»Das ist mit wenigen Worten erklärt«, erwiderte John und erzählte von den Aufzeichnungen, die er und Pierre gelesen hatten.

Crawfords Gesicht wurde immer länger. Zum Schluß verschwand auch noch die gesunde Farbe darin und machte einer kalkigen Blässe Platz.

»Sie wollen zu der Kapelle?«

»Ist das so etwas Außergewöhnliches?«

»Das kann man wohl sagen.« Crawford wischte sich mit dem Tuch über die Stirn. »In der Kapelle spukt es. Das Ding ist verhext, verstehen Sie? Ich will Ihnen mal was sagen. Keiner der Leute hier traut sich in die Umgebung der Kapelle. Noch nicht einmal am Tage, und das soll was heißen. Außerdem sind die Bewohner alles andere als ängstlich, aber mit diesen übersinnlichen Sachen, da will keiner was zu tun haben. Und ich kann Ihnen nur den guten Rat geben, halten Sie sich von der Kapelle fern. Mehr brauche ich nicht zu sagen.«

John nickte. »Das ist ja alles schön und gut, daß Sie uns warnen. Aber von unserem Entschluß können Sie uns nicht abbringen. Deshalb möchte ich Sie bitten, uns den genauen Weg zu erklären.«

Crawford zögerte noch. Schließlich sagte er: »Gut, ich bin nicht für Sie verantwortlich. Aber eins sage ich Ihnen: Sprechen Sie mit niemandem darüber, daß Sie zu der Kapelle fahren wollen. Es heißt, wenn sich jemand dort hineinwagt, passiert irgendein Unglück. Die Menschen hier würden es Ihnen übelnehmen. Was wollen Sie da eigentlich?«

John, der den Beamten richtig eingeschätzt hatte, zuckte bedauernd die Achseln. »Das ist leider eine geheime Kommandosache des Yards. Ich gehöre außerdem einer Sonderabteilung an, die sich mit ungewöhnlichen Fällen beschäftigt. Und im Zuge einer Aufklärungsaktion spielt die Kapelle eine gewisse Rolle.«

»Am besten ist es, ich zeichne Ihnen die Strecke zu der Kapelle auf«, sagte Crawford. »Sie liegt nämlich ziemlich einsam, und so ohne weiteres finden Sie da gar nicht hin.«

Crawford holte aus einem Schreibtisch ein Blatt Papier und einen Kugelschreiber. Während er zeichnete, rauchten John und Pierre eine Zigarette.

Es dauerte fast zehn Minuten, bis Crawford fertig war. »Ein Meisterwerk ist es ja nicht«, sagte er, »aber ich hoffe, Sie werden schlau daraus. Passen Sie auf.«

Die Männer steckten die Köpfe zusammen. Einige Minuten später steckte John den Zettel ein.

Crawford warnte sie noch mal eindringlich, ehe sie sich verabschiedeten.

Sie ahnten nicht, daß ihr Gespräch belauscht worden war und daß dieser unbekannte Lauscher alles daransetzen würde, Pierres und Johns Besuch in der Kapelle zu verhindern…

***

Crawfords bleicher Assistent zog sich von seinem Lauscherposten zurück.

Er hatte genug gehört.

In seinen Augen glänzte es fanatisch, als er das Rathaus verließ.

Den Gruß des Beamten an der Auskunft hörte er gar nicht.

Der bleiche Mann hieß Hugh Morton. Er war ein Typ, der sich überall anpassen konnte, aber hinter dem Rücken seines jeweiligen Vorgesetzten geschickt intrigierte.

Jetzt war es soweit. Crawford hatte zwei Fremden den Weg zu der Kapelle erklärt. Etwas, das nicht geschehen durfte, denn die Kapelle war tabu. Niemand durfte dorthin.

Hugh Morton lief durch die Straßen von Lilingtown. Er wußte, wohin er sich zu wenden hatte. Es gab ein Lokal, in dem sich abends zahlreiche Bürger trafen und bei denen seine Worte auf fruchtbaren Boden fallen würden.

Zehn Minuten später hatte Morton die Kneipe erreicht. Es war ein Kellerlokal, ziemlich groß und schon über einhundert Jahre alt.

Als Morton eintrat, war das Lokal fast voll. Stimmengewirr empfing den Bleichen.

Er ging sofort zu der langen Theke und flüsterte mit dem Wirt.

Dabei redete er mit Händen und Füßen.

Der Wirt nickte ein paarmal und verzog das Gesicht, verließ dann seinen Platz hinter dem Tresen und trat an einen der großen Tische.

Morton verschwand in einem Hinterraum.

Wenige Minuten später gingen zehn Männer auf die Tür zu.

Leute, die bereit waren, Mortons Worten zu folgen…

***

Ein kleines Gasthaus befand sich direkt gegenüber.

John und Pierre spürten auf einmal, wie groß ihr Hunger war.

Schließlich waren sie stundenlang, ohne eine Pause einzulegen, durchgefahren.

»Einen Happen könnte ich gebrauchen«, sagte John.

»Und ich erst.«

Sie bestellten beide das gleiche. Ein Pfannengericht, bestehend aus Eiern, Kartoffeln und Speck. Es war gut gewürzt, schmeckte ausgezeichnet und sättigte auch.

Dazu tranken sie Ale, englisches Bier.

Pierre verzog ein paarmal das Gesicht. »Ein Burgunder ist mir lieber«, meinte er.

John lachte. »Wenn ich ehrlich sein soll, mir auch.«

Der Inspektor holte noch mal die von Crawford angefertigte Karte aus der Tasche.

»Scheint ja eine verflucht einsame Gegend zu sein«, meinte Pierre.

John nickte nur. Er überlegte bereits, wie er in die Kapelle eindringen konnte. Es war eine Tatsache, daß die Dämonen und finsteren Mächte einen magischen Ring um die Kapelle gelegt hatten.

Einen Ring, den niemand durchbrechen konnte, wenigstens nicht mit normalen Mitteln. Aber John hatte vorgesorgt. Er hatte seinen Spezialkoffer mitgenommen, der mit zahlreichen Waffen gefüllt war, die, setzte man sie richtig ein, absolut tödlich für Dämonen waren. Man mußte allerdings damit umgehen können.

Außerdem wußte John längst nicht, welche Überraschungen auf ihn und Pierre lauerten.

John rief den Wirt herbei und zahlte. Dann ging es wieder weiter.

Pierre saß auf dem Beifahrersitz und hielt die provisorische Karte in den Händen. Er gab die Anweisungen, wie John zu fahren hatte.

Längst war es dunkel geworden. Ein bedeckter Himmel spannte sich über dem Land.

John rauchte. Er war tatsächlich nervös, etwas, was bei ihm selten vorkam.

Irgendeine Ahnung sagte ihm, daß nicht alles glatt verlaufen würde, daß in dieser Nacht der Satan zu einem großen Tanz rief.

Wäre John allein gewesen, er hätte sich längst nicht solche Sorgen gemacht. Aber neben ihm saß Pierre Saval, ein Mann, der kaum mit den Mächten der Finsternis in Berührung gekommen war und sich unter Umständen völlig falsch verhalten konnte.

»Was auch immer geschieht, Pierre«, sagte John. »Sie halten sich zurück, am besten sogar ganz heraus. Es gibt Dinge, die Sie nicht begreifen, und wenn die eintreten, könnten Sie falsch reagieren.«

»Schon gut, John. Ich werde Ihnen schon nicht zur Last fallen.«

»So war das nicht gemeint.«

Die Straße beschrieb jetzt einige Kurven. Sie waren nicht durch Schilder angezeigt, und John mußte mit der Geschwindigkeit heruntergehen.

»Die nächste links«, sagte Pierre.

John betätigte das Blinklicht und bog ab.

»Das ist der direkte Weg zu der Kapelle«, sagte Pierre Saval. »Richtig unheimlich hier.«

Der junge Bürgermeister hatte recht. Die Straße war schmal und zu beiden Seiten dicht mit Bäumen bewachsen. Die Zweige trafen sich über der Straße und bildeten ein grünes Dach.

Die starken Scheinwerfer des Bentley zerteilten die Dunkelheit.

Ab und zu huschte ein Reh über die schmale Straße.

Plötzlich stieß Pierre einen leisen Ruf aus.

»Da, sehen Sie doch, John.«

Der Inspektor hatte es im selben Augenblick erkannt. Quer über der Fahrbahn lag ein Baumstamm.

John trat auf die Bremse.

Der Bentley stand. Zwei, drei Yards trennten ihn noch von dem Stamm.

»Sollte das die erste Dämonenfalle sein?« flüsterte Pierre Saval.

John schüttelte den Kopf. »Nein, Dämonen gehen anders vor. Das hier sieht mir eher nach Menschenwerk aus.«

Die folgenden Sekunden gaben ihm recht. Wie Schemen tauchten sie zu beiden Seiten der Straße auf.

Zehn Männer. Und jeder von ihnen war bewaffnet. Etwa die Hälfte von ihnen trug Gewehre. Die anderen hielten Knüppel oder ähnliche Schlaginstrumente in den Fäusten.

Wie eine Kompanie Soldaten nahmen sie vor dem Bentley Aufstellung. Ihre Gesichter sahen im Licht der Scheinwerfer kalkig aus.

»Was wollen die von uns?« fragte Pierre.

»Das werden wir gleich sehen.«

John schaltete auf Standlicht und stieg aus.

»Können Sie mir verraten, was dieser Zirkus bedeuten soll?«

Die Stimme des Inspektors klang schneidend.

Ein hochgewachsener Mann trat vor.

Er trug eine zerknautschte Lederjacke und hielt ein Gewehr in seinen schwieligen Händen.

»Ihr kommt hier nicht weiter!« knurrte er. »Los, fahrt zurück.«

John blieb weiterhin gelassen. »Darf ich wenigstens den Grund erfahren?«

»Ja, das können Sie. Die Kapelle ist für Sie tabu. Da gibt’s nichts. Seit Jahren hat kein Sterblicher mehr die Kapelle betreten. Sie ist ein Hort der Geister und Dämonen. Und das soll sie auch bleiben.«

»Sie wissen, daß ich vom Yard bin.«

Der Mann nickte.

»Dann ist Ihnen auch bekannt, daß Sie sich strafbar machen, wenn Sie einen Beamten an der Ausübung seines Dienstes hindern.«

»Das spielt keine Rolle.«

John hatte geahnt, daß er hier auf Granit beißen würde. Aber noch versuchte er es im Guten.

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß wir zu der Kapelle wollen? Etwa Mr. Crawford?«

»Nein.«

»Wer denn?«

»Ich, Inspektor.«

John wandte den Kopf. Aus einem Gebüsch trat Crawfords Assistent, der Bleiche. Er trug einen langen Mantel und hatte beide Hände in die Taschen geschoben. Sein Gesicht zeigte einen höhnischen Ausdruck.

»Sie also«, sagte John. Er musterte den Kerl von oben bis unten.

Dann verzogen sich seine Lippen. »Daß Sie ein Schleicher sind, habe ich mir von vornherein gedacht. Aber daß Sie so mies sind, erstaunt mich ehrlich gesagt doch. Und jetzt spielen Sie nicht mehr verrückt,

und sagen Sie den Männern, daß sie den Baumstamm wegräumen sollen, damit wir durchkönnen. Ich werde die Sache dann nicht weitermelden und vergessen.«

Hugh Morton lachte. Mit zehn Männern im Rücken fühlte er sich stark. »Der Baumstamm bleibt«, sagte er.

John biß sich auf die Lippen. Jetzt stand fest, daß er im Guten hier nicht durchkam. Aber er konnte auch unmöglich die Methoden anwenden, die im Wilden Westen üblich waren. Eine Schießerei wäre das letzte gewesen. Also mußten sie umkehren.

Vielleicht gab es noch einen anderen Weg.

Der Inspektor blickte noch einmal die Front der Männer entlang. Auf Hugh Morton blieb sein Blick etwas länger haften. »Wir sprechen uns noch, Mister«, sagte John.

Er wandte sich um und ging die paar Schritte bis zu dem Bentley.

Pierre Saval hatte seinen Kopf aus dem heruntergelassenen Seitenfenster gesteckt. Seine Lippen verzogen sich, als John die Tür aufzog.

»Mist, was?«

»Wir müssen einen anderen Weg finden, Pierre«, sagte der Inspektor und wollte sich in den Wagen setzen.

Da hielt ihn die Stimme des Anführers zurück. »Einen Augenblick noch, Inspektor. Wie ich die Bullen kenne, versuchen sie immer einen Trick. Und um dem aus dem Weg zu gehen, werden drei Männer von uns mit Ihnen fahren. Ihr Wagen ist groß genug.«

Langsam stieg in John Sinclair die Wut hoch. Was bildeten diese Typen sich eigentlich ein? Spielten sich auf wie die Herren und kommandieren noch einen Polizeiinspektor herum.

Innerhalb von Sekunden stand Johns Plan fest. Doch zuvor ging er scheinbar auf den Vorschlag des Mannes ein.

»Sie sitzen wohl am längeren Hebel«, sagte John und hob die Schultern. »Wer von Ihnen will uns begleiten?«

Der Anführer in der zerknautschten Lederjacke wandte den Kopf. »Pete und Ken, ihr fahrt noch mit mir.«

Zwei Männer, die ihrem Anführer in Körpergröße in nichts nachstanden, lösten sich aus der Reihe. Auch sie waren mit Gewehren bewaffnet.

In ihren Augen funkelte es. Anscheinend machte es ihnen höllischen Spaß, einen Polizisten nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen.

Hugh Morton rieb sich die Hände. Diese Tat würde sein Ansehen steigern.

Der Anführer ging auf John zu. Das Gewehr hatte er locker in seiner Armbeuge liegen. Die Mündung zeigte an dem Inspektor vorbei.

Pete und Ken hielten sich noch ein wenig zurück. Von ihnen drohte keine direkte Gefahr.

John tat, als wolle er sich abwenden, doch urplötzlich kreiselte er herum.

Ehe sich der Anführer versah, hatte John ihm den rechten Arm zur Seite geschlagen. Gleichzeitig packte er den anderen Arm, riß ihn hoch und wandte den Polizeigriff an. Mit der freien Hand zog John seine mit Silberkugeln geladene Pistole. Die Mündung drückte er dem Mann in den Nacken.

Der Kerl stöhnte. Wenn er sich nur um eine Idee vorbeugte, ließen ihn die Schmerzen erstarren. Dazu spürte er den kalten Druck der Pistolenmündung in seinem Nacken.

Seine Helfer standen wie festgewachsen. Auch die zwei, die ihn begleiten sollten.

Natürlich hätte John es nie fertig gebracht zu schießen, aber das wussten die Männer ja nicht.

Der Anführer stöhnte und preßte einen Fluch zwischen den Lippen hervor.

»Ich glaube, das Blatt hat sich gewendet«, sagte John. »Ihr werdet jetzt das tun, was ich sage. Los, räumt den Baumstamm weg!«

Die Männer zögerten.

»Laßt euch doch von dem nicht fertigmachen!« hetzte Hugh Morton. »Der wird sich hüten, zu schießen!«

Da griff Pierre Saval ein. Er hatte den Bleichen sowieso in sein Herz geschlossen.

Mit einem Satz war Pierre aus dem Wagen und sprang auf Morton zu.

Noch im Laufen feuerte er eine Rechte ab.

Pierre traf voll. Morton wurde über die halbe Fahrbahn bis in ein Gebüsch geschleudert. Dort blieb er auf dem Rücken liegen und rührte sich nicht mehr.

Pierre rieb sich die Knöchel. »Hat noch jemand Bedarf?«

Die Männer schwiegen.

John mußte grinsen. Dieser Bürgermeister hatte Mumm, das mußte man ihm lassen.

Schweigend machten sich die Männer daran, die Straße zu räumen. Ihre Waffen legten sie weg. Pierre sammelte sie ein und warf sie in den Wald.

Zehn Minuten dauerte es, dann war die Straße wieder frei.

John ließ den Anführer los und gab ihm einen Stoß, so daß er auf die Männer zutaumelte. Mit vorgehaltener Waffe ging der Inspektor rückwärts zu seinem Wagen.

Pierre saß schon drin. Er hatte den Motor angelassen.

John schwang sich auf den Sitz und ließ den Bentley anrollen.

Die Männer standen zu beiden Seiten der Straße. Drohend schüttelten sie die Fäuste.

»Das wäre überstanden!« stöhnte Pierre. »Hätte leicht ins Auge gehen

können.«

John zuckte mit den Schultern. »Denken Sie daran, was uns noch erwartet. Da war das hier ein Kinderspiel…«

***

Der Polizist Pascal war tatsächlich nirgendwo in Billon aufzutreiben.

Inspektor Lefèvre wurde langsam sauer. Was die Frau ihm erzählt hatte, das konnte er nicht glauben. Dafür war er zu sehr Realist. Es mußte eine andere Möglichkeit geben.

Muller, Lefèvres Assistent, wartete auf seinen Chef in der Bar des Hotels, in dem sie sich einquartiert hatten. Muller hatte tiefe Ringe unter den Augen. Seine Krawatte hing schief, und die langen Finger umklammerten eine Zigarette.

Muller war der einzige Gast an der Bar. Der Wirt gähnte schon diskret.

Lefèvre nahm den Hocker neben Muller. Der Inspektor bestellte sich einen Roten.

»Na, Muller, was herausgefunden?«

Der schlaksige Assistent schüttelte den Kopf.

»Keiner will was gesehen haben. Sie wollten doch diesen Polizisten suchen. Haben Sie ihn gefunden?«

Lefèvre lachte auf. Dann begann er zu berichten.

Muller vergaß sogar, an seiner Zigarette zu ziehen, so überrascht war er.

»Und diese Germaine hat tatsächlich den Kerl gesehen?«

»Ja. Sie behauptet das wenigstens. Was ich davon halte, ist Ihnen doch hoffentlich klar. Nämlich nichts. So, und jetzt lege ich mich ins Bett. Setzen Sie die Getränke auf die Rechnung«, sagte Lefèvre zu dem Wirt und rutschte vom Hocker.

Muller folgte dem Beispiel seines Chefs.

Die Männer gingen gähnend die Treppe zum ersten Stock hoch. Ihre Zimmer lagen einander gegenüber. Es waren einfache, saubere Räume, ohne Dusche, dafür mit einem Waschbecken.

Lefèvre und Muller sprachen noch einige Minuten auf dem Gang miteinander und trennten sich dann.

Muller war noch müder als sein Chef. Er haßte den Nachtdienst und würde sich wohl nie in seinem Leben daran gewöhnen können.

Muller warf seine Sachen in die Ecke und legte sich ins Bett. Er schlief sofort ein.

Er wußte nicht, wie lange er so gelegen hatten, als ihn ein hohles Kichern aus dem Schlaf riß.

Augenblicklich setzte sich Muller auf.

Die Dunkelheit umgab ihn wie ein Tuch. Nur aus dem kleinen Fenster drang etwas Mondlicht. Es zeichnete ein helles Rechteck auf

den Holzfußboden.

Wieder hörte er das Kichern. Muller räusperte sich und strich seine dunkelbraune Haarmähne aus der Stirn.

»Ist hier jemand?«

Seine Stimme klang rauh und kratzig.

Keine Antwort. Nur wieder das Kichern.

Muller wurde es mulmig zumute. Er tastete nach der Nachttischlampe, drückte auf den Knopf.

Es blieb dunkel im Zimmer!

Muller versuchte es nochmals. Wieder ohne Erfolg.

Da hörte er eine Stimme. »Sie haben mich doch gesucht, mein Bester. Nun, hier bin ich!«

Muller fühlte, wie er sich verkrampfte. Sein Magen schien auf einmal größer zu werden und bis zu seinem Hals hinaufzuwandern. Langsam stieg das Grauen in ihm hoch. Lefèvres Berichte fielen ihm wieder ein. Die Toten! Sollten sie wirklich…?

Muller wagte nicht daran zu denken.

Auf einmal sah er das Leuchten. Es war mehr ein grünliches Flimmern, das direkt vor seinem Bett schwebte.

Das Flimmern wurde stärker, leuchtete jetzt das gesamte Zimmer aus. Konturen schälten sich hervor.

Ein menschlicher Körper entstand.

Und dann stand er vor ihm.

Roger Moulin!

Muller hatte Bilder von dem Toten gesehen, und er war hundertprozentig sicher, daß Moulin es auch war.

»Nun, Monsieur?« sagte Moulin, »Sie wollten doch was von mir. Bitte, ich stehe Ihnen zur Verfügung. Sie haben die einmalige Chance, einen Toten zu befragen. Zehn Minuten gebe ich Ihnen, dann werde ich Sie töten.«

Muller zitterte wie Espenlaub, als er die Worte vernahm.

Zehn Minuten, dröhnte es in seinem Kopf. Zehn Minuten.

Plötzlich versagte seine Stimme, fiel ihm nichts mehr ein. Wie leergepumpt war sein Gehirn.

Die Zeit verstrich. Noch immer starrte Muller gebannt auf die Gestalt aus dem Totenreich.

»Nun, Monsieur?« hörte er wieder die Stimme.

Muller atmete schneller. Langsam merkte er, wie die Starre von ihm abfiel. Er hob den Arm, wollte nach der Gestalt greifen.

Er faßte hindurch!

Der Körper war nicht existent. Es war nur der Geist.

Muller erschrak bis ins Mark. Die Haare standen ihm zu Berge.

So sah es also aus.

Er kam nicht mehr weiter mit seinen Gedanken.

Die Gestalt vor ihm begann sich zu verwandeln. Wieder setzte das Leuchten ein. Das Gesicht, die Haut – alles zerfiel, wurde zu einer schwammigen Masse, die grünlich fluoreszierte. Leere Augenhöhlen glotzten den armen Muller an.

Doch das schlimmste war die Zange, die die unheimliche Gestalt plötzlich in der Hand hielt.

Muller dachte daran, was ihm Lefèvre erzählt hatte. An die Würgemale, die an Germaine Bousseaus Hals zu sehen gewesen waren. Und ihm wurde sofort klar, welches Schicksal ihm zugedacht war.

Der Unheimliche hob die Zange. Die braune Kutte raschelte nicht einmal, als sie bewegt wurde.

Alles war unwirklich, geisterhaft…

Der Mönch trat einen Schritt vor. Weit waren die beiden Backen der Zange geöffnet.

Sie näherten sich Mullers Hals. Ein hohles Kichern drang aus der Mundhöhle des Mönches.

Wieder war ihm ein Opfer sicher.

Muller rutschte zurück, spürte auf einmal die Wand in seinem Rücken, und ihm wurde klar, daß es kein Entrinnen mehr aus dieser Falle gab.

Der Mann hatte den Mund weit aufgerissen. Die Augen traten ihm aus den Höhlen.

In einer verzweifelten Geste streckte er den Arm aus, berührte die Zange.

Der Mönch lachte. Hämisch, kichernd, siegessicher.

Aber es war auch noch etwas anderes geschehen. Es schien, als hätte die Berührung mit der Zange Muller wieder in die Wirklichkeit zurückgerissen.

Vorbei war die Lähmung, die Starre.

Und in der nächsten Sekunde drang aus Mullers Kehle ein markerschütternder Angstschrei…

***

Der verzweifelte Angstschrei seines Kollegen riß Inspektor Lefèvre aus dem Schlaf.

Blitzschnell fuhr er in seinem Bett hoch.

Noch immer hallte das Echo des Schreis in seinen Ohren. Kein Zweifel, das war Muller gewesen, und er mußte sich in Lebensgefahr befinden.

Lefèvre sprang aus dem Bett. Gleichzeitig schlug er mit der flachen rechten Hand auf den Schalter der Nachttischlampe.

Licht vertrieb die Dunkelheit aus dem Zimmer.

Lefèvre hatte seine Kleidung über die Lehne eines Stuhls gehängt. Die Pistole lag unter dem Hemd.

Lefèvre packte sich die Waffe und entsicherte sie, während er zur Tür rannte, sie aufriß und in den stockdunklen Gang starrte.

Da wurde von unten das Licht angeknipst. Die trüben Birnen an der Decke flackerten auf.

Stimmen und Schritte waren zuhören. Mindestens zwei Personen hasteten die Treppe hinauf.

»Bleiben Sie unten!« donnerte Lefèvres Stimme. Der Inspektor rüttelte mit der rechten Hand an der Türklinke zu Mullers Zimmer.

Abgeschlossen.

Lefèvre fluchte unterdrückt, hob dann die Pistole.

Es war ein einfaches Schloß. Man konnte es ohne große Mühe herausschießen. Lefèvre feuerte.

Zweimal peitschten die trockenen Schüsse der Mauser.

Holz splitterte. Lefèvre hatte schräg nach unten gehalten, um nur nicht seinen Assistenten zu verletzen.

Mit seinem vollen Körpergewicht warf sich Lefèvre gegen das Holz. Mitsamt der Tür flog er nach innen wie von einem Katapult abgefeuert.

Lefèvre krachte gegen den Schrank, der in seinen Grundfesten erzitterte, jedoch nicht umkippte.

Der Inspektor warf sich auf den Rücken. Die Pistole hielt er in der Rechten.

Das Grauen sprang ihn an.

Aus dem Flur fiel genügend Licht, um alles erkennen zu können.

Der Inspektor sah die Schreckenskreatur, die über Muller gebeugt dastand.

Jetzt wirbelte der unheimliche Mönch herum. Die Backen der Mörderzange lösten sich von Mullers Hals.

Inspektor Lefèvre stöhnte auf. Er sah direkt in das formlose Gesicht des Mönches, das grünlich schimmerte.

Die Mundhöhle klaffte auseinander. Ein grausames Kichern schlug dem Inspektor entgegen.

Da zog er durch. In rasender Folge verließen vier Kugeln die Pistole, zischten dem Ungeheuer entgegen – und…

Inspektor Lefèvre glaubte, den Verstand zu verlieren. Die Geschosse waren durch den Körper des Mönches gerast und steckten plattgedrückt im Mauerwerk der Zimmerwand.

»Du Wurm!« höhnte der Mönch. »Wage es nicht noch einmal, dich in unsere Angelegenheiten zu mischen.«

Der Unheimliche hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, da wurde seine Gestalt durchscheinend.

Einen Lidschlag später hatte sie sich aufgelöst.

Inspektor Lefèvre wischte sich mit dem Ärmel seiner Pyjamajacke über die Augen. Narrte ihn ein Spukbild – oder…?

Die Gestalt blieb verschwunden.

Lefèvre stand auf. Mit unsicheren Schritten ging er auf das Bett zu, knipste die Lampe an. Diesmal funktionierte sie.

Muller sah wächsern aus. Dunkelrot traten die gräßlichen Würgemale an seinem Hals hervor. Die Schlafanzugjacke war zerfetzt. Die Lippen zuckten. Röchelnd ging sein Atem. Der Mann brauchte sofort einen Arzt.

Lefèvre fiel ein Stein vom Herzen. Muller, sein Assistent, lebte.

Der Inspektor wandte sich um, trat an das Waschbecken, um ein Glas Wasser zu holen.

Neugierige Gesichter starrten in den Raum. Lefèvre erkannte den Wirt und einen Hausgehilfen.

»Was ist geschehen?« fragte der Wirt mit krächzender Stimme und warf einen scheuen Blick auf Muller.

Sein Gehilfe hielt einen dicken Knüppel in der Hand.

Lefèvre winkte ab. »Nichts, was Sie interessieren könnte, Messieurs.«

»Aber Sie haben geschossen, Monsieur Inspekteur.«

Lefèvre wurde ärgerlich. »Ja, ich habe geschossen. Und ich bin Ihnen keine Rechenschaft deswegen schuldig. Gute Nacht, Messieurs.«

Eingeschüchtert zogen sich die beiden Männer zurück.

Lefèvre kam endlich dazu, das Glas mit Wasser zu füllen. Er hielt es Muller an die Lippen.

Sein Assistent begann unbewußt zu schlucken. Schon wenig später schlug er die Augen auf. Sein Blick war noch immer von dem erlebten Grauen gezeichnet.

»Inspektor!« ächzte er. »Ich…«

»Bleiben Sie liegen, Junge«, sagte der fast doppelt so alte Lefèvre väterlich und flößte seinem Assistenten wieder einen Schluck Wasser ein.

Muller tastete nach seinem Hals und verzog das Gesicht. Dann krächzte er: »Wenn ich Ihnen erzähle, was mir passiert ist, werden Sie mich für total übergeschnappt halten.«

Lefèvre schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich glaube nicht, Muller…«

***

Pierre Saval hielt John Sinclair am Arm fest. »Hören Sie nichts, Inspektor?« flüsterte er.

John schüttelte den Kopf, blieb stehen und spitzte die Ohren.

Aber da war nur das Raunen des Windes, der durch das Blattwerk der Bäume strich. Oft rieben die Blätter gegeneinander.

Dann gab es raschelnde Geräusche.

John nickte dem jungen Franzosen zu. »Kommen Sie, Pierre, wir gehen weiter.« John teilte die Zweige eines Gebüsches. »Und verlieren

Sie nur nicht die Nerven.«

»Nein, nein. Keine Angst, Inspektor.«

John hörte an Pierres Stimme, wie nervös der Bürgermeister eigentlich war. Er hatte schon mit dem Gedanken gespielt, Pierre zurückzulassen, dann aber diese Idee wieder verworfen.

Momentan befanden sie sich in einem dichten Waldgebiet.

Jahrzehntelang hatte hier die Natur ungestört wachsen können.

Es gab keinen Weg, nicht einmal einen Wildwechsel. Nur dichtes, sperriges Unterholz, das manchmal so ineinander verfilzt war, daß kein Durchkommen möglich war. Die Männer mußten sich dann jedesmal einen anderen Weg suchen.

Den Wagen hatten sie auf einem Feldweg einigermaßen gut getarnt stehen gelassen. Zu Fuß waren sie dann weitergegangen.

John kam sich manchmal vor wie ein Dschungelkämpfer. Nur war der nächtliche Dschungel erfüllt von Hunderten von Tierstimmen. Doch hier war nichts. Es schien, als fürchte sich selbst die Tierwelt vor den Dämonen.

John hatte seinem Koffer einige Dämonenbanner entnommen.

Unter anderem befand sich auch ein silberner Drudenfuß darunter. John hatte ihn erst vor drei Tagen von seinem Freund Mandra Korab geschickt bekommen. Mandra Korab war Inder und kämpfte genau wie John Sinclair gegen die Mächte der Finsternis. Vor nicht allzu langer Zeit hatten die beiden gemeinsam ein gefährliches Abenteuer auf dem indischen Subkontinent überstanden.

Der Drudenfuß in Johns Innentasche fühlte sich warm an. Er schien förmlich zu leben.

Die Männer drangen weiter vor. Die starken Strahlen der Taschenlampe rissen wenigstens die gröbsten Hindernisse aus der Dunkelheit.

Immer dichter wurde das Unterholz, und John hatte plötzlich das Gefühl, daß sie bald am Ziel waren.

Tatsächlich.

John merkte, wie es bergauf ging. Soviel er wußte, lag die Kapelle auf einem Hügel.

Ein dichter Buschgürtel schützte sie vor neugierigen Blicken.

An den Zweigen der Sträucher zogen sich die beiden Männer hoch.

Dann lag die Kapelle vor ihnen.

Es war eine Insel, mitten in dem verfilzten Unterholz. Ein voller Mond stand am Himmel und ließ die Umrisse der Kapelle klar und deutlich – wie bei einem Scherenschnitt – erkennen.

Für einige Augenblicke blieben die Männer stehen.

»Das ist sie also«, raunte Pierre Saval und konnte nicht vermeiden, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken rieselte.

Der Inspektor nickte. Er hatte die Augen leicht zusammengekniffen

und ließ die unheimliche Atmosphäre auf sich einwirken.

Totenstill war es. Nicht ein Lüftchen regte sich. Johns Blick wanderte an der Vorderfront der Kapelle hoch. Sie war glatt und, wie es aussah, aus dicken Steinen erbaut. Eine stabile Holztür verwehrte den Eingang.

Doch etwas war seltsam.

Rechts und links der Tür – auf zwei Sockeln – standen Steinfiguren, wie sie John in dieser Art noch nie gesehen hatte.

Es waren Ungeheuer, Monster.

Das rechte sah aus wie eine asiatische Göttin. Sechs Arme standen wie Spinnenbeine vom Körper ab. Der Kopf war glatt und kahl. Ein Gesicht gab es nicht.

Das andere Monster erinnerte an einen Vogel mit zwei langen Hälsen. Scharf und spitz stachen die langen Schnäbel hervor.

Auch Pierre hatte die Monster gesehen. »Was hat das zu bedeuten?« fragte er unsicher.

»Es sind die Wächter der Kapelle«, erwiderte John. »Wesen, wie sie nur der Satan zeugen kann.«

Pierre erschauerte. »Wie wollen Sie in die Kapelle reinkommen, John? Die Tür wird verschlossen sein.«

»Dann schlage ich eben ein Fenster ein.«

»Falls es welche gibt.«

»Glaube schon. Aber wir können ja nachsehen.«

John ging vor. Rings um die Kapelle herum war der Boden kahl und wirkte wie abgebrannt.

Steine knirschten unter Johns Tritten.

Der Inspektor spürte, wie die Spannung in ihm wuchs. Irgend etwas würde geschehen, das fühlte er.

Immer näher kam er der Tür.

Inspektor Sinclair warf einen Blick über die Schulter. Pierre war ihm nicht gefolgt. Geduckt stand er auf seinem Platz und wartete. Der Lampenstrahl lag auf der Wand der Kapelle.

John hatte seine Taschenlampe ausgeschaltet und weggesteckt.

Er wollte Bewegungsfreiheit haben.

Jetzt hatte er die Tür erreicht. John sah die Schnitzereien in dem dicken Holz und erkannte darin Symbole aus dem Reich der Dämonen und Schwarzen Magie. Schon allein diese Tür erwies sich als unaufbrechbare Sicherung.

Die Klinke bestand aus Metall und war gebogen.

John berührte sie mit der rechten Hand, wollte sehen, ob die Tür nicht doch offen war.

Sofort brüllte er auf.

Wie ein Stromstoß raste der Schmerz durch seinen Arm, pflanzte sich in Bruchteilen von Sekunden weiter fort – und wurde plötzlich

abgebremst.

Etwas Unerklärliches war passiert.

John Sinclair hing an der Klinke fest. Seine rechte Körperseite war völlig gelähmt.

Inspektor Sinclair war ein Gefangener der Kapelle geworden.

Aber noch etwas geschah.

Es begann mit einem dumpfen Brausen, das bald zu einem Heulen anschwoll.

John, der sein schmerzverzerrtes Gesicht zur Seite gewandt hatte, sah, wie Pierre Saval zusammenzuckte.

»Inspektor!« gellte seine Stimme. »Die Monster, sie – sie bewegen sich. Die steinernen Ungeheuer kommen! Wir sind verloren!«

Pierre wollte weglaufen, doch eine unsichtbare Hand schien ihn zurückzuhalten. Gebannt blieb er auf der Stelle stehen.

John riß den Kopf in den Nacken.

Kleinere Steine lösten sich, fielen neben ihm zu Boden.

Da sah er den Schatten.

Der Vogel mit den beiden Hälsen war als erster aus seiner steinernen Starre erwacht. John hörte das Schlagen der Flügel und das heisere Gekrächze.

Mit riesigen Schwingen stieß der Dämonenvogel gegen den schreckensstarren Pierre Saval vor.

Noch nie hatte sich John so hilflos gefühlt wie in diesem Augenblick. Untätig mußte er zusehen, wie die beiden Schnäbel nach Pierre Saval hackten.

Der Bürgermeister duckte sich, hatte endlich sein Entsetzen überwunden. Er kämpfte.

Der Angriff des Dämonenvogels verpuffte.

Und da kam John Sinclair eine Idee. Er sah, daß sich Pierre gegen das Monster wehrte, und auch er wollte sich nicht kampflos ergeben.

Wozu hatte er den Drudenfuß?

Er steckte in der linken Innentasche. In seiner Haltung war es jedoch unmöglich, schnell mit der linken Hand danach zu fassen.

Aber es gab eine andere Lösung.

John bog den Arm und krallte die Hände in das Futter der Innentasche. Mit einem Ruck fetzte er es auf.

Der Drudenfuß fiel zu Boden.

Silbern hell begann er zu strahlen.

John beugte sich vor, erreichte den Drudenfuß mit den Fingerspitzen und schaffte es, ihn aufzuheben.

John hielt ihn gegen das Metall der Klinke.

Sofort konnte er sich wieder frei bewegen. Verschwunden war die Lähmung.

John fand auch eine Erklärung für das vorherige Phänomen.

Dadurch, daß er den Drudenfuß in der linken Innentasche getragen hatte, konnte sich die Lähmung dort nicht ausbreiten.

Das war einzig und allein der Grund.

Der Inspektor war kaum frei, da sah er, wie Pierre Saval unter den Angriffen des Geiers zusammenbrach.

Johns Hand raste zur Waffe.

In derselben Sekunde griff ihn das zweite Monster an…

***

Das Dämonenmonster kam von oben, stürzte sich von dem Sockel herunter. Dicht vor John Sinclair prallte es auf den Boden.

Und dann überstürzten sich die Ereignisse. Wieder einmal bewies Inspektor John Sinclair sein phantastisches Reaktionsvermögen.

Augenblicklich ließ er den Drudenfuß fallen. Seine Finger krallten sich um den Griff der mit geweihten Silberkugeln geladenen Pistole.

John riß die Waffe hervor, wollte zur Seite springen, um aus der Reichweite des Monsters zu gelangen. Zu spät. Einer der sechs Arme erwischte ihn und riß ihn nach hinten.

Doch John Sinclair behielt die Nerven. Noch während des Falls zog er zweimal durch. Trocken peitschten die Schüsse.

Die Silberkugeln flirrten durch die Nacht, klatschten in den Körper des Geiers. Der Dämonenvogel hing noch immer über Pierre Saval und bearbeitete ihn mit seinen beiden Schnäbeln.

Der Vogel brüllte auf. Wild und unkontrolliert schlug er mit den Flügeln.

Aber das bekam John nicht mehr mit. Das andere Monster hatte einen zweiten Arm um ihn geschlungen und ihn zu Boden gerissen.

Beißender, ekliger Geruch zog in Johns Nase. Er würgte.

Die vier freien Arme des Monsters zerteilten die Luft, klatschten auf Johns Körper, saugten sich an seiner Kleidung fest.

John kämpfte verbissen, stemmte sich mit aller Macht gegen die würgenden Griffe an. Noch immer hielt er seine Pistole in der Hand. Sie war für ihn die letzte Hoffnung.

John kam auf den Bauch zu liegen. In seinem Nacken fühlte er den klebrigen Arm des Ungeheuers.

Dicht vor Johns Augen schimmerte der Drudenfuß.

Das Monster stieß gräßliche Schreie aus. Es konnte seine Kraft längst nicht voll entfalten. Zu nahe war der silberne Drudenfuß, der indirekt zu Johns Verbündetem wurde.

Jetzt bäumte sich das Dämonenmonster zum letzten Verzweiflungsakt auf. Es versuchte, John wegzuziehen. Die würgenden Arme preßten sich fester um den Körper des Inspektors, und John hatte höllische Angst, daß ihm dieses Untier die Knochen brechen würde.

Er drückte seinen rechten Arm hoch, wollte die Pistole unter dem Würgearm des Monsters hindurchschieben.

Es gelang ihm halb.

Der Inspektor keuchte, sog wie ein Ertrinkender die Luft in seine Lungen.

Noch einmal spannte er alle Muskeln, während das Monster immer noch versuchte, ihn wegzureißen.

Da war sein Arm frei. Für Sekunden konnte er ihn frei bewegen. Und ehe das Dämonenmonster die neue Situation erfaßt hatte, krümmte John Sinclair zweimal den Zeigefinger.

Die Kugeln bohrten sich in die bräunlichgrüne Masse.

Ein ungeheures Brüllen durchschnitt die Stille der Nacht. Die Fangarme lösten sich von Johns Körper, wirbelten wild in der Luft herum.

Der Inspektor rollte sich aus dem Gefahrenbereich, kam auf die Knie und hielt den rechten Arm mit der Waffe vorgestreckt, bereit, dem Monster den Rest zu geben, falls es nötig war.

Es war nicht mehr nötig.

Das Dämonenungeheuer verendete. Rauchschwaden stiegen aus dem Leib, der wie Zunder prasselte. Doch kein Feuer war zu sehen. Das Monster verbrannte innerlich.

Die Arme zerfielen, wurden zu Staub, den der Wind bald wegblasen würde.

Der Geisterjäger rappelte sich auf die Beine. Vorher steckte er jedoch den Drudenfuß ein.

Mit unsicheren Schritten ging John auf Pierre Saval zu, der noch immer am Boden lag. Genau wie die brennende Taschenlampe, die Pierres Kampf mit dem Dämonenmonster beleuchtet hatte.

Der Geier mit den beiden Schnäbeln war ebenfalls zu Staub zerfallen. Die Silberkugel hatte ganze Arbeit geleistet.

John Sinclair ging neben Pierre Saval in die Knie. Er fühlte nach dem Puls des jungen Franzosen. Er schlug. Gott sei Dank.

Pierre hatte der Kampf mehr mitgenommen als John. Die Geierschnäbel hatten ihm die Kleidung zerfetzt und am Oberkörper einige Wunden gerissen. Zum Glück war keine lebensgefährlich. Die Blutungen hatten auch schon aufgehört.

John hoffte, mit seiner Autoapotheke auszukommen.

Der Geisterjäger ließ den jungen Bürgermeister liegen. Er konnte im Augenblick sowieso nichts für ihn tun. Der Kelch des Feuers war jetzt wichtiger.

Die Wächter der Kapelle waren besiegt. Nie war der Weg so frei gewesen.

Noch immer stand der Mond wie ein stummer Zeuge am Himmel. Sein Licht fiel auf John Sinclairs Gesicht, das hart und kantig

geworden war in den letzten Minuten. Der gefährliche Kampf hatte doch seine Spuren hinterlassen.

Wieder stand der Inspektor vor dem Tor. Unbewußt zögerte er, während er die rechte Hand auf die Klinke legte.

Diesmal war die Tür offen. Knarrend schwang sie zurück.

John – sonst nicht schreckhaft – ging das Geräusch unter die Haut. Zuviel stand auch auf dem Spiel. Würde es ihm gelingen, den Kelch des Feuers zu beschaffen?

Die Dunkelheit im Innern der Kapelle gähnte ihm entgegen.

Es roch nach Friedhof, nach vermoderten Kränzen und abgestandener Luft.

John schaltete seine Lampe ein.

Einem Speer gleich durchschnitt der Strahl die Dunkelheit.

Staub flirrte in dem Kegel.

John trat einen Schritt vor, schwenkte den Arm mit der Taschenlampe.

Bankreihen wurden aus der Dunkelheit gerissen, außerdem dicke Säulen, die das Dach trugen.

John ging weiter, wandte sich nach rechts. Seine Schritte hallten an den kahlen Wänden wider.

Die Butzenscheiben in den kleinen Fenstern wirkten wie Fremdkörper in dieser düsteren Atmosphäre.

Wo befand sich der Kelch des Feuers?

John hielt sich dicht an der Wand, leuchtete in jede Bankreihe.

Fingerdick lag der Staub, tanzte manchmal schimmernd in der Lichtbahn.

John erreichte die erste Bankreihe, umrundete sie. Einen Mittelgang wie in einer Kirche gab es nicht in dieser Kapelle.

Dafür war sie zu klein.

John schwenkte den Arm nach rechts. Ein glatter Steinaltar war zu sehen.

Überall hingen Spinnweben, kitzelten Johns Gesicht. Der Inspektor pustete sie weg.

Noch immer hatte er von dem Kelch des Feuers keine Spur entdeckt.

War er wirklich hier versteckt? Gab es ihn überhaupt? In John stiegen Zweifel auf.

Er hatte jetzt die Vorderfront der Bankreihe hinter sich gelassen und erreichte den Parallelgang.

Wieder nur nackte Wände, Fenster – und…

John stoppte.

Der Lampenstrahl blieb auf einer kleinen Nische haften. Sie war in die Wand hineingebaut und mit einem Eisengitter gesichert, das im Laufe der Jahre Rost angesetzt hatte.

Etwas funkelte und glitzerte im Schein der Lampe.

Der Kelch des Feuers!

John Sinclair hatte ihn gefunden. Er fühlte, wie sein Herz schneller schlug. Es stimmte also. Die Schriften hatten nicht gelogen. Hierhin hatten die teuflischen Mönche den Kelch des Feuers geschafft und einen magischen Ring um die Kapelle gezogen. Dadurch, daß John die Wächter ausgeschaltet hatte, war der Weg frei geworden.

John Sinclair schritt auf die Nische zu, sah, daß das Gitter nur lose in der Verankerung hing.

John zog es zurück, faßte nach dem Kelch.

Er war fast aus purem Gold. Das Metall fühlte sich weich und lebendig an. Der Kelch hatte die Form eines schmalen Tiegels. Er war mit Edelsteinen besetzt. Der Kelch mußte einen ungeheuren Wert darstellen.

John sah, daß uralte christliche Symbole in das Gold geschmiedet waren. Symbole, die die Macht des Guten darstellten und das Böse vertreiben sollten.

John nahm den wertvollen Kelch in beide Hände. Die Taschenlampe hatte er in den Hosengürtel geschoben.

Langsam ging er zum Ausgang.

Er hatte etwa die Mitte der Kapelle erreicht, als er über sich ein Brausen hörte.

Staub und Kalk rieselten auf sein Gesicht. Der Inspektor mußte husten.

Plötzlich knirschte es in den Mauern.

Jäh kam John Sinclair die Erkenntnis. Die Kapelle stand dicht vor dem Einsturz.

Der Geisterjäger begann zu rennen. Hinter ihm krachte schon ein schwerer Balken auf die Bankreihen. Armdicke Risse begannen die Mauern zu spalten. Kalter Wind fegte in die Kapelle, erschwerte ein Fortkommen.

Schon fielen die ersten Steine. John wurde an der Schulter getroffen, taumelte, fing sich wieder und kämpfte sich gegen den unheimlichen Sturm in Richtung Ausgang vor.

Er schaffte es, warf sich mit einem letzten Satz nach draußen und hetzte sofort weiter.

Keine Sekunde zu früh.

Ein mörderisches Krachen ließ ihn zusammenfahren. Der Inspektor blieb stehen, drehte den Kopf.

Die Kapelle erzitterte in ihren Grundfesten. Donnernd stürzte sie ein.

Staub wallte hoch. Dicke Holzbalken brachen knirschend.

Dann war alles vorbei. Zurück blieb ein Trümmerhaufen.

John Sinclair atmete tief ein. Der aufgewirbelte Staub setzte sich in seine Rachenhöhle, reizte zum Husten.

»John!« vernahm der Geisterjäger eine schwache Stimme.

Sie gehörte Pierre Saval, dem jungen Bürgermeister. Er war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht, hatte sich aufgesetzt und starrte verständnislos auf den Trümmerhaufen.
»Ich erkläre es Ihnen später«, sagte John, obwohl er selbst nicht wußte, weshalb die Kapelle eingestürzt war.
Pierre kam auf die Beine. Er starrte auf den Kelch des Feuers in John Sinclairs Händen. »Ist – ist er das?« fragte er stockend.
John nickte. »Ja, das ist der Kelch des Feuers.«
Pierre schüttelte den Kopf. »Mein Gott, welch eine Pracht«, sagte er beinahe andächtig. Dann wandte er ruckartig den Kopf.
»Und die beiden Ungeheuer? Ich meine…«
»Existieren nicht mehr«, erwiderte John Sinclair.
»Ein Glück.«
Man sah es Pierre Saval direkt an, wie froh er über diese Nachricht war.
»Kommen Sie, Pierre«, sagte John. »Wir müssen zurück. Außerdem sind Sie verletzt. Ich muß mich um Ihre Wunden kümmern.«
»Ach, das ist halb so wild.«
»Sagen Sie das nicht. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«
Wieder mußten sich die Männer durch das verfilzte Unterholz kämpfen. Pierre Saval fiel mehr als einmal hin, und John mußte ihm immer wieder auf die Beine helfen und gut zureden.
Endlich erreichten sie den Bentley. Er stand so, wie sie ihn verlassen hatten. John räumte die Zweige weg, mit denen sie den Wagen getarnt hatten. Den Kelch des Feuers wickelte er in ein Tuch und legte ihn auf den Rücksitz. Dann holte er die Autoapotheke und begann Pierres Wunden zu verbinden.
»Und jetzt?« fragte Pierre Saval. »Geht es direkt durch bis nach Frankreich?«
John schüttelte lachend den Kopf. »So verrückt bin nicht einmal ich. Etwas Schlaf müssen wir uns schließlich gönnen. Aber wir fahren nach Newcastle, nicht nach Lilingtown.«
»Haben Sie Angst, daß man uns dort erkennen könnte?«
»Das nicht gerade. Aber ich möchte Ärger aus dem Weg gehen. Man soll seine Kräfte einteilen. Schließlich steht uns das Schlimmste ja noch bevor.«
»Da haben Sie vollkommen recht, John«, sagte der Bürgermeister und zog die Wagentür auf.

***

Helle, warme Sonnenstrahlen hatten die düsteren Schatten der Nacht vertrieben. Billon, der kleine Ort in den Vogesen, erwachte.
Doch die Stimmung war gedrückt. Die Menschen ahnten zwar, daß in der vergangenen Nacht etwas passiert war, doch niemand wußte

etwas Genaues.

Es traute sich auch kein Mensch, den fremden Inspektor zu fragen, der im Frühstücksraum des kleinen Hotels saß. Der Wirt konnte ebenfalls nichts sagen. Lefèvre hatte den Mund gehalten und den Mann damit abgespeist, daß sein Assistent öfter unter Alpträumen litt. Für die Schüsse hatte er gar keine Erklärung abgegeben.

Die Croissants schmeckten Lefèvre heute nicht richtig. Zu sehr lagen ihm noch die Ereignisse der vergangenen Nacht im Magen.

Etwas Unheimliches war geschehen, etwas, das es normalerweise nicht geben konnte. Lefèvre hatte an Halluzinationen gedacht, die ja vorkommen sollen. Aber daß Muller die gleichen Spukbilder gesehen haben wollte, stimmte den Inspektor doch nachdenklich. Wie dem auch sei, er würde dieser Sache auf den Grund gehen. Seine Dienststelle hatte er schon benachrichtigt.

Der Kommissar war zwar im ersten Moment verwundert gewesen, hatte sich aber dann mit Lefèvres Erklärungen zufrieden gegeben.

Muller, sein Assistent, hatte sich geweigert, nach Colmar ins Krankenhaus zu gehen. Seine Wunden hatten sie mit Heilsalbe, die der Wirt zur Verfügung gestellt hatte, bestrichen und anschließend Verbände angelegt. Jetzt lag Muller oben in seinem Zimmer und schlief.

Seufzend trank Lefèvre einen Schluck Kaffee. Ohne Zucker und ohne Milch. Man hätte Tote mit ihm aufwecken können. Das Zeug brauchte Lefèvre auch nach der langen schlaflosen Nacht.

Der Inspektor saß allein in dem kleinen Frühstücksraum.

Nachdenklich blickte er aus dem Fenster. Eine Gruppe Kinder ging zur Schule. Sie lachten und scherzten. Ein Mädchen streckte dem Inspektor die Zunge heraus.

Lefèvre machte ein böses Gesicht, und das kleine Mädchen verschwand kichernd.

Noch ahnten diese Kinder nichts von der Gefahr, die über dem Ort schwebte. Und Lefèvre betete innerlich, daß sie auch nichts davon zu spüren bekamen. Er ertappte sich bei dem Gedanken, einfach zu dem alten Kloster hochzugehen. Wenn doch nur schon Pierre Saval zurück wäre. Denn plötzlich glaubte der Inspektor an den Kelch des Feuers.

Wieder warf Lefèvre einen Blick aus dem Fenster. Eine Frau überquerte mit schnellen Schritten die Straße.

Es war Germaine Bousseau.

Sie sah den Inspektor hinter der Scheibe, winkte ihm kurz zu und betrat dann das Hotel. Wenig später stand sie schon in dem kleinen Frühstücksraum.

Lefèvre erhob sich. »Bitte nehmen Sie Platz, Madame.«

Germaine nickte fahrig. »Danke.«

Sie setzte sich, kramte in ihrer Handtasche herum und holte eine

Packung Zigaretten hervor. »Sie erlauben doch, Inspektor?«

»Aber sicher. Ich bin sowieso fertig mit dem Frühstück.«

Lefèvre reichte ihr Feuer.

Germaine zog hastig an der Filterlosen. Zwischendurch nagte sie an ihrer Unterlippe. Germaine Bousseau trug heute eine grüne Bluse und lange beigefarbene Hosen mit einem weiten Schlag. Das Haar hatte sie hochgesteckt. Ringe unter ihren Augen zeugten davon, wie schlecht sie geschlafen hatte.

Lefèvre steckte sich ebenfalls ein Stäbchen zwischen die Lippen.

Über die Flamme des Feuerzeugs hinweg sah er Germaine an.

»Sie haben doch etwas auf dem Herzen, Madame Bousseau.«

Germaine senkte den Blick. Fahrig drückte sie die Zigarette in dem Ascher aus. »Ja, Inspektor, ich bin selbstverständlich nicht ohne Grund zu Ihnen gekommen. Ich möchte mir dieses Kloster einmal ansehen. Bei Tag, versteht sich. Und da wollte ich Sie fragen…«

»… ob ich Sie begleite«, vollendete Lefèvre.

»Ja, das war es.«

Der Inspektor legte beide Handflächen gegeneinander. »Sie wissen ja hoffentlich, was Sie sich da vorgenommen haben.«

Germaine nickte.

»Haben Sie denn keine Angst, Madame?«

»Das schon, aber ich möchte endlich hinter das Geheimnis kommen.«

»Und Ihr Freund? Dieser Pierre Saval?«

»Ich weiß nicht, ob er den Kelch des Feuers tatsächlich gefunden hat. Aber so lange will ich nicht warten, jetzt, da ich direkt betroffen bin.«

»Das kann ich sogar verstehen, Madame.« Lefèvre blies den Rauch gegen die Decke. »Auch ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, zu diesem Kloster hinaufzugehen. Abgemacht, ich werde Sie begleiten.«

Germaine stand auf. »Ich danke Ihnen, Inspektor.«

Lefèvre winkte ab. »Danken Sie mir nicht zu früh.«

Germaine Bousseau sah auf ihre Uhr. »Sagen wir in einer halben Stunde?«

»Einverstanden. Wir treffen uns vor dem Hotel. Wir fahren dann mit meinem Wagen.«

»Und den Weg kenne ich«, rief Germaine noch, während sie schon an der Tür war.

Lefèvre setzte sich noch einmal hin. Er wollte noch ein paar Minuten allein sein, doch der Wirt störte ihn. Leise kam er an den Tisch geschlichen.

»Hat es Ihnen geschmeckt, Monsieur Inspekteur?« fragte er.

Lefèvre wußte, daß dies eine Ausrede des Wirtes war. Trotzdem sagte er: »Ja, sehr gut.«

Der Wirt lächelte gequält und trug das Geschirr vom Tisch.

»Äh, was ich noch sagen wollte, Monsieur Inspekteur, haben Sie

schon einen Verdacht oder eine Spur?«

»Welchen Verdacht?«

»Äh, ich meine, also…«

»Sie meinen gar nichts.« Lefèvre stand auf. »Hier ist jemand umgebracht worden, und wenn der Mord aufgeklärt worden ist, erfahren Sie es bestimmt. Vorher nicht.«

Der Wirt bekam einen roten Kopf und beeilte sich, den Raum zu verlassen.

Lefèvre grinste, zog seine Jacke über und ging nach draußen.

Im ersten Moment blendeten ihn die Sonnenstrahlen, und Lefèvre ärgerte sich, daß seine Sonnenbrille oben im Zimmer lag.

Er ging sie holen. Dann fuhr er zur Polizeistation, um nachzusehen, ob Pascal nicht doch da war.

Er war es nicht. Auch nicht in seinem Haus.

Die Menschen, denen Lefèvre begegnete, sahen ihn scheu und ängstlich an. Irgendwie konnte er sie sogar verstehen. Schließlich passierte nicht alle Tage ein Mord in Billon. Und dazu verschwand noch die Leiche. Wenn das keinen Gesprächsstoff gab, dann würde Lefèvre sofort seinen Job wechseln.

***

Germaine Bousseau war pünktlich.

Lefèvre, der im Wagen auf sie gewartet hatte, öffnete die Tür.

»Ich habe in Pierres Wohnung noch eine Nachricht für ihn hinterlassen«, sagte die Frau.

»Hat Sie jemand gesehen?«

»Ich glaube nicht. Und wenn schon, es würde mich auch nicht mehr kümmern.«

»Sie müssen es wissen.«

Sie erreichten das Ortsende, mußten noch einige Minuten fahren und dann zu Fuß weitergehen.

Im Wald war es angenehm kühl. Das Sonnenlicht wurde durch das Blätterdach der Bäume gefiltert. Die Wege waren sogar noch feucht vom vergangenen Gewitter.

»Sie hätten sich andere Schuhe anziehen sollen«, sagte Lefèvre und deutete auf Germaines hochhackige Absätze.

»Ach was.« Die Frau winkte ab. »Es wird schon gehen.«

Lefèvre zuckte mit den Schultern. Er ging voraus, wirkte wie ein bulliger Spürhund. Die erloschene Zigarette klebte zwischen seinen Lippen.

Je näher sie dem Kloster kamen, um so stiller wurde es. Das Zwitschern der Vögel, das sie den bisherigen Weg begleitet hatte, war verstummt.

Seltsam…

Es ging bergauf, und Germaine hatte Mühe, mit dem Inspektor Schritt zu halten.

Doch schließlich hatten sie es geschafft.

Das Kloster lag vor ihnen.

Dunkel, drohend, ein Überbleibsel aus vergangenen Zeiten.

Nicht einmal die Sonnenstrahlen vermochten den düsteren Eindruck zu vertreiben.

Die Steinmauern waren dick, schienen unüberwindlich. Moos wucherte in den Fugen zwischen den einzelnen großen Quadern.

Das mächtige Tor stand offen.

Lefèvre sah Germaine an. »Dann wollen wir mal«, sagte er.

Man hörte aus seiner Stimme eine gewisse Spannung heraus.

»Sie können auch hier warten, Madame.«

Germaine schüttelte den Kopf. »Mitgegangen, mitgehangen.«

»Dann los«, sagte Lefèvre und nahm seine Dienstpistole in die rechte Hand.

Schon bald standen sie im Innenhof des Klosters. Lefèvre sah sich um. »Ist wie eine Burg gebaut, das Ding«, murmelte er. »Na ja, die haben ja früher selbst Kriege geführt.«

Er ging weiter, erreichte den Kreuzgang.

Still war es. Es war keine natürliche Ruhe, sondern eine Stille, die wie Blei lastete und an den Nerven zerrte.

Lefèvres Blick tastete die Umgebung ab. Nirgendwo sah er eine verdächtige Bewegung, kein Geräusch warnte ihn.

Der Inspektor sah die Tür, die in das Innere des Klosters führte. Er wußte nicht, daß auch schon der Polizist Pascal durch diese Tür gegangen war…

Germaine war dem Beamten gefolgt. Lefèvre hatte bereits seine Hand auf dem Türgriff liegen, als er sich noch mal umwandte.

»Bleiben Sie vorerst hier, Madame. Gewissermaßen als Rückendeckung. Ich weiß nicht, was mich in diesem Gemäuer erwartet. Sollte ich in einer Stunde nichts von mir hören lassen, fahren Sie zurück und alarmieren meine Dienststelle in Colmar. Hier sind die Wagenschlüssel.«

Lefèvre warf Germaine die Schlüssel zu. Die Frau griff daneben, so nervös war sie.

Mit einem optimistischen Lächeln verschwand Inspektor Lefèvre hinter den Mauern des Klosters.

Germaine wartete. Sie spürte, wie ihr Herz schneller klopfte.

Um sich zu beruhigen, begann sie in dem Innenhof auf und ab zu gehen. Das Geräusch der Schritte tat den Nerven gut. Hoch über ihr zog ein Flugzeug seine Bahn. Germaine wünschte sich jetzt, dort in der Maschine zu sitzen und irgendwo hinzufliegen.

Die Zeit vertickte.

Immer wieder sah die Frau auf ihre Uhr. Doch es waren noch nicht einmal zehn Minuten vergangen.

Langsam entfernte sich Germaine von der Vorderfront des Klosters. Sie gelangte an die Rückseite und entdeckte plötzlich einen alten Brunnen, der wie ein Fremdkörper wirkte. Der Wald wuchs hier fast bis an die hohen Mauern.

Der Brunnen fesselte Germaines Aufmerksamkeit. Er war kreisrund und etwa hüfthoch. Eine Winde fehlte.

Germaine schaute in den Schacht hinab. Sie sah rostige Steigeisen, die sich in der Tiefe des Brunnens verloren. Spinnweben zogen sich von Rand zu Rand.

Germaine wollte sich gerade abwenden, als sie hinter ihrem Rücken ein Geräusch hörte.

Sie kam nicht mehr dazu, herumzufahren.

Eine kalte Hand umschloß ihren Hals, würgte die Luft ab.

Germaines Schrei wurde zu einem Röcheln. Plötzlich fühlte sie sich an den Beinen gepackt, hochgehoben, und sie schwebte auf einmal über dem Brunnenschacht.

In diesen höllischen Augenblicken stockte jeder Gedanke.

Germaine sah nur die gähnende Tiefe und wußte, daß sie diesen Sturz nicht überleben konnte.

Da ließ der Unbekannte sie los.

Wie ein Stein sauste Germaine in den Schacht…

***

Dumpf schlug die Tür hinter Inspektor Lefèvre zu. Der Beamte zuckte zusammen und schalt sich innerlich einen Narren, daß er die Tür zu fest geschlossen hatte.

Ein großer Saal empfing ihn. Sorgfältig aufgereiht, standen dort lange Tische und hohe Stühle. Dicker Staub bedeckte die Flächen.

Der Inspektor ging weiter. Durch die schmalen Fenster fiel nur wenig Licht. Die Scheiben absorbierten einen großen Teil.

Trotzdem konnte sich Lefèvre orientieren.

Er strich mit dem Finger über eine der hohen Stuhllehnen.

Dabei fiel sein Blick auf die Sitzfläche.

Sie war blank, als wäre sie erst heute geputzt worden. Lefèvre starrte auf seinen Finger, der eine Staubspur zeigte. Und die Fläche des Stuhls war sauber? Das ließ gewisse Rückschlüsse zu.

Lefèvre atmete gepreßt. Unwillkürlich sah er sich um.

Doch da war niemand.

Er befand sich allein in der Halle.

Lefèvre kontrollierte sämtliche Stühle. Sieben Stück zählte er, bei denen die Sitzfläche blank war.

Sieben Teufelsmönche?

Der Gedanke kam dem Inspektor von allein. Demnach existierten sie wirklich.

Auf einmal spürte Lefèvre auch die Kälte, die in dem Saal herrschte. Unsichtbare Augen schienen jede seiner Bewegungen zu beobachten.

Lefèvre rieselte ein Schauer über den Rücken. Er ahnte, daß es hier in diesen Mauern etwas gab, das man mit dem normalen Verstand kaum erfassen konnte. Dieses Kloster barg ein schreckliches Geheimnis, und jeder, der diesem Rätsel auf der Spur war, mußte zwangsläufig verlieren.

Lefèvres Gedankenkette zerbrach.

Eine Tür war in sein Blickfeld geraten. Eine hohe schmale Tür mit einem verzierten Knauf.

Die Tür war offen.

Lefèvre nahm allen Mut zusammen und steckte seinen Kopf in das dahinter liegende Zimmer.

Es war eine Bibliothek. In den Ausmaßen mindestens so groß wie der Speisesaal. Die Regale reichten bis zur Decke und waren leer. Die Fächer gähnten dem Inspektor entgegen.

Lefèvres Schritte hallten von den Wänden wider, als er die Bibliothek betrat. Auch hier fiel nur wenig Licht durch die Fenster. Die Decke war kaum zu sehen, trotzdem erkannte Lefèvre, daß sie bemalt war.

Irgendwo knackte es.

Lefèvre zuckte zusammen und wußte im gleichen Moment, daß es nur das Holz gewesen war.

Der Inspektor lächelte über sich selbst.

Stück für Stück tastete sein Blick die leeren Regale ab. Er hatte keine Tür in diesem Raum entdeckt und suchte jetzt nach dem Mechanismus, der einen Geheimgang freilegen konnte.

Lefèvre war ein gründlicher Mensch. Seine Hände fuhren geschickt über die leeren Regale, fanden aber nichts.

Der Inspektor zuckte mit den Schultern. Da war er wohl am Ende mit seiner Weisheit. Er konnte nicht wissen, daß sich nur auf ein Geheimwort hin ein Regal zur Seite schob und den Weg in die unterirdischen Verliese freigab.

Inspektor Lefèvre blickte auf seine Uhr – und erschrak.

Fast eine Stunde war er schon in dem Kloster. Wenn er sich nicht beeilte, war Germaine verschwunden.

Hastig durchquerte er die Bibliothek und ging wieder in den Eßsaal zurück.

Ein matter Lichtstreifen fiel von draußen herein.

Lefèvre blieb stehen. Seine Wangenmuskeln verkrampften sich.

Er wußte genau, daß die Tür nach seinem Eintritt zugefallen war.

Und jetzt dies.

Spielte man mit ihm hier Katz und Maus?

»Ist hier jemand?« rief er und kam sich gleichzeitig blöde vor, diese Frage überhaupt gestellt zu haben.

Keine Antwort.

Lefèvre schloß für Sekunden die Augen, um die Spannung aus seinem Körper zu treiben. Fehlt nur noch, daß du dich selbst verrückt machst, dachte er. Vielleicht hat der Wind die Tür aufgestoßen, oder Germaine Bousseau ist dir gefolgt und dann wieder rausgegangen, ohne die Tür zu schließen.

Möglichkeiten gab es viele. Trotzdem zog Lefèvre kaum eine davon ernstlich in Betracht.

Er verließ die Gemäuer des Klosters und blieb unter dem Kreuzgang stehen, damit sich seine Augen wieder an das Sonnenlicht gewöhnten.

»Madame Bousseau?« rief er.

Keine Antwort.

Lefèvre ging ein paar Schritte vor, legte seine Hand als Schirm über die Augen und rief noch mal, lauter diesmal. »Madame Bousseau!«

Nichts regte sich. Von Germaine war keine Spur zu entdecken.

Plötzlich bekam der Inspektor Angst. Daran, daß Germaine schon zurückgelaufen war, glaubte er nicht. Nein, etwas anderes mußte passiert sein, etwas Schreckliches…

»Germaine Bousseau!«

… ssoo… ssoo… kam das Echo zurück.

Lefèvre zitterte und fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach.

Wenn der Frau etwas geschehen war, dann hatte er die Schuld.

Schließlich war er es gewesen, der ihr erlaubt hatte, mitzukommen.

Wieder rief der Inspektor den Namen der Frau.

»Sie wird Sie doch nicht hören können«, sagte plötzlich hinter Lefèvres Rücken eine Stimme.

Der Inspektor kreiselte herum.

Pascal, der Polizist starrte ihn an. Und in seiner rechten Hand hielt er die schreckliche Mörderzange…

***

Zwei, drei Herzschläge lang spürte Germaine nichts. Jegliches Denken und Fühlen war in ihr ausgeschaltet.

Dann kam die Angst, die Panik.

Ein gellender, markerschütternder Schrei hallte durch den Schacht und wurde von den dicken Mauern aufgefangen.

Germaines Körper bewegte sich, prallte gegen eine Wand.

Instinktiv riß sie die Hände hoch, ihre Finger schabten über Mauerwerk – und…

Plötzlich ging ein mörderischer Ruck durch den Körper der Frau. Germaines Hände hatte ein Steigeisen zu fassen bekommen.

Im ersten Moment hatte sie das Gefühl, ihre Arme würden aus dem

Gelenk gerissen. Hart knallte sie gegen die Wand, wurde zurückgeworfen und schlug wieder mit den Knien gegen den rissigen Stein.

Sie registrierte den Schmerz in den Beinen nicht, sondern war nur von dem einen Gedanken beseelt, sich krampfhaft festzuklammern.

Germaine zog die Beine an, fand Halt an einer weiteren Sprosse. Für Sekunden durchströmte sie die Erleichterung.

Dann hob sie den Kopf.

Hoch oben war die Schachtöffnung. Wie ein Punkt gähnte sie ihr entgegen. Unmöglich, sie zu erreichen. Dazu fehlte ihr einfach die Kraft.

Germaine weinte. Mit erschreckender Deutlichkeit wurde sie sich ihrer Lage bewußt. Es gab kein Zurück mehr, nur noch ein Vorwärts.

Sie schauderte, wenn sie an die unbekannte Tiefe dachte. Was würde sie dort unten erwarten?

Ein Tier kroch über ihre Hände. Spinnweben kitzelten ihr Gesicht.

Germaine ekelte sich.

Trotzdem nahm sie allen Mut zusammen. Mit zitternden Knien stieg sie weiter nach unten.

Sprosse für Sprosse nahm sie. Germaine zählte unbewußt mit, dann hatte sie plötzlich festen Boden unter den Füßen.

Germaine atmete auf, war froh, daß die Sprossen gehalten hatten. Sie warf einen Blick nach oben. Die Öffnung war kaum noch zu sehen. Nicht größer als ein Stecknadelkopf war sie von hier aus.

Am schlimmsten war die Dunkelheit. Germaines Handtasche, in der sich auch ihr Feuerzeug befand, lag im Wagen. So war sie nur auf ihren Tastsinn angewiesen.

Sie streckte die Arme aus.

Ihre Fingerkuppen glitten über dicke Mauern, ertasteten Fugen und Spalten.

Germaine stockte. Ihre Hand griff plötzlich ins Leere.

Vorsichtig wagte sie einen Schritt, dann noch einen.

Es ging. Sie tastete sich weiter, stieß nirgendwo gegen.

Germaine Bousseau hatte einen Gang gefunden. Ihr war es im Moment egal, wo er hinführte, Hauptsache, sie konnte irgend etwas unternehmen.

Weit hielt sie die Arme ausgestreckt, so konnte sie jedes Hindernis frühzeitig genug bemerken.

Mit der Zeit setzte auch ihr Verstand wieder ein. Viele Mönchsorden hatten sich damals Geheimgänge angelegt, damit die Mönche bei einer Besetzung oder Belagerung früh genug verschwinden konnten. Meistens gingen die Gänge vom Keller des Klosters aus.

Germaine stockte.

Ihr Fuß war gegen etwas getreten. Ein Stein war es nicht, dafür war

der Gegenstand zu leicht.

Die Frau bückte sich, tastete mit der rechten Hand den Boden ab. Da – jetzt hatte sie den Gegenstand gepackt. Im nächsten Augenblick schrie sie auf.

Sie hatte einen Schädel gefunden. Einen menschlichen Schädel.

Ihre Finger waren durch die beiden Augenhöhlen gestoßen.

Angewidert zog Germaine die Hand zurück. Auf einmal war sie froh, daß sie kein Licht hatte. Wer weiß, was sie noch alles entdeckt hätte.

Germaine ging weiter. Mit einemmal spürte sie auch die Schmerzen. Ihr gesamter Körper war von dem Sturz in Mitleidenschaft gezogen worden. Es gab kaum eine Stelle, die nicht weh tat. Die Bluse war zum größten Teil zerrissen und die Haut aufgeschrammt.

Aber Germaine lebte noch, und das war schließlich entscheidend.

Schritt für Schritt drang sie tiefer in den geheimen Gang ein.

Die Luft wurde schlechter. Es roch nach Moder und Fäulnis.

Plötzlich hörte Germaine ein dünnes Pfeifen.

Die Frau blieb stehen.

Sekunden später huschte etwas an ihren Beinen vorbei.

Jetzt wußte sie, was los war. In dem Gang befanden sich Ratten.

Die widerlichsten Tiere, die sich Germaine vorstellen konnte.

Und sie war mitten unter den Biestern.

Es gelang ihr kaum, die aufkeimende Panik zu unterdrücken.

Wenn Ratten hungrig waren, griffen sie auch Menschen an…

Wieder huschte eine Ratte an ihren Füßen entlang, biß sich plötzlich an dem Hosenbein fest.

Germaine überwand ihren Ekel, bückte sich und packte zu.

Sie bekam den Schwanz der Ratte zu fassen, riß das Tier weg.

Mit einem Wutschrei schleuderte Germaine die Ratte gegen die Wand. Es gab ein klatschendes Geräusch, das Tier fiepte noch einmal auf und fiel dann zu Boden.

Augenblicklich stürzten sich die Artgenossen auf den toten Körper.

Germaine lief weiter, wollte weg von diesem Rattenvolk. Sie merkte, daß es bergauf ging. Hoffnung keimte in ihr auf. Bald – bald würde sie am Ziel sein und dieser schrecklichen Finsternis entrinnen.

Auf einmal hatte sie es geschafft. Ihre ausgestreckten Hände prallten gegen ein Stück Holz.

Eine Tür!

Freudige Erregung durchzuckte die Frau. Sie tastete die Tür ab, spürte die Klinke – und…

Germaine zögerte. Wenn die Tür jetzt verschlossen war…

Sie war es nicht.

Schwer und knarrend schwang sie nach innen. Dämmriges Licht traf Germaines Augen, doch es kam ihr vor wie die strahlendste Sonne.

Eine unterirdische Höhle bot sich den Blicken der Frau. Sie war nicht

hoch und die Decke gewölbt. Mehrere Gänge zweigten ab.

Germaine erinnerte das alles an einen Keller.

Sie drückte die Tür hinter sich zu, ging einige Schritte in den Keller hinein.

Da hörte sie ein Geräusch. Es kam von rechts, aus einer der zahlreichen Nischen, mit denen die Gänge angereichert waren.

Germaine blieb stehen. Ihr Herz klopfte auf einmal rasend schnell. Sollte man sie hier erwartet haben?

Langsam und mit vibrierenden Nerven drehte Germaine den Kopf. Ihre Augen weiteten sich entsetzt, als sie sah, wer dort aus der Nische getreten war.

Niemand anderer als Roger Moulin. Germaine kannte ihn, hatte ihn einmal in Billon gesehen.

Aber Moulin war tot! Wie ein Blitz fraß sich der Gedanke in Germaines Gehirn. Und sie wußte im selben Moment, daß es jetzt für sie kein Entrinnen mehr gab.

»Willkommen im Reich der Teufelsmönche«, sagte Roger Moulin und lachte schaurig…

***

Lefèvres Überraschung war nur von kurzer Dauer. Sein Arm mit der Waffe ruckte hoch.

Pascal lachte höhnisch. »Wollen Sie mich erschießen, Inspektor? Versuchen Sie es mal. Sie werden bestimmt eine Überraschung erleben.«

Inspektor Lefèvre starrte die Gestalt des Polizisten an. Der Mann sah völlig normal aus, trug seine Uniform – nichts hatte sich verändert. Und doch war es ein Toter.

Unbegreiflich!

Pascal ließ den Inspektor einige Sekunden in Ruhe. Dann hob er beide Arme. Er hatte seine Hände um die Griffe der Zange geklammert. Jetzt spreizte er sie auseinander. Die Backen der Zange öffneten sich. Sie kamen Inspektor Lefèvre vor wie Todesklammern, was sie ja auch schließlich waren.

»Hören Sie auf!« knirschte Lefèvre. »Hören Sie ja auf!« Weiß traten die Knöchel der Finger hervor, die die Pistole umklammert hielten. Lefèvre war nahe daran, durchzudrehen. Er wußte, daß ihm diese Kreatur überlegen war, und das machte ihn so verrückt. Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Schließlich stand das Schicksal von Germaine Bousseau noch auf dem Spiel.

»Wo ist sie?« fragte Lefèvre. Seine Stimme klang rauh.

»Sie meinen die Frau?«

»Genau.«

Pascals Gesicht verzog sich. »Ich habe sie in den Brunnen gestoßen.

Er befindet sich hinter dem Kloster, ziemlich versteckt. Falls sie noch am Leben ist, werden sie die Mönche geholt haben.«

»Und was geschieht mit ihr?«

»Sie wird getötet und im Schattenreich wieder auferstehen, um ausschließlich den Mönchen zu gehören und zu dienen.«

»Was sind Sie nur für ein Satan!« zischte Lefèvre.

»Ja – ein Satan bin ich. Was ich Ihnen auch jetzt beweisen werde, Inspektor.«

Pascal setzte sich plötzlich in Bewegung. In den ausgestreckten Händen hielt er die Zange. »Na, Inspektor, haben Sie Angst?«

Lefèvre wich zurück. Sein Blick suchte nach einem Ausweg. Er mußte diese Kreatur überwältigen. Aber wie?

Abermals fiel Lefèvre die Pistole ein. Sechs Kugeln steckten in dem Magazin. Damit müßte diese Bestie doch zu schaffen sein.

Der Inspektor stand still, zielte. Hielt mit der Linken sein rechtes Handgelenk umklammert und ging leicht in die Knie, um ein besseres Standvermögen zu haben.

Dann zog er durch.

Spielend leicht überwand sein Finger den Druckpunkt. Das Geschoß fegte aus dem Lauf, bohrte sich in Pascals Brust. Wieder feuerte der Inspektor, setzte die nächste Kugel genau neben das Einschußloch der ersten.

Der Körper des Polizisten wurde zurückgeschleudert. Pascal taumelte – und blieb stehen.

Die Kugeln konnten ihm nichts anhaben!

»Das gibt’s doch nicht!« stöhnte Lefèvre und fühlte Panik in sich aufsteigen. Grenzenlos war in diesen Augenblicken das Grauen.

»Habe ich es dir nicht gesagt?« höhnte Pascal triumphierend. »So schaffst du es nicht.«

Er setzte sich wieder in Bewegung. Gräßlich sahen die beiden Wunden in seinem Körper aus. Wunden, aus denen kein Blut floß.

Noch einmal schoß Lefèvre, jagte die letzten vier Kugeln in den Körper des Unheimlichen.

Die Geschosse stießen Pascal zwar zurück, konnten ihn jedoch nicht stoppen.

Im Gegenteil, sie beflügelten seine Angriffswut.

Mit haßverzerrtem Gesicht stürzte der Satansknecht dem Inspektor entgegen. Die Backen der Mörderzange schimmerten matt. Lefèvre hatte schon das Gefühl, das Eisen an seiner Haut zu spüren.

Für ihn gab es nur noch einen Ausweg.

Flucht!

Er mußte es schaffen, zu seinem Wagen zu gelangen. Zum Glück hatte er in dem Hohlraum der Stoßstange die Reserveschlüssel angeklebt.

Lefèvre warf sich auf dem Absatz herum und rannte los. In panischer Flucht hetzte er auf den Waldrand zu, durchbrach wie ein Büffel das Unterholz.

In seinem Rücken hörte er die wütenden Schreie des untoten Polizisten.

Die Zweige schlugen hinter Lefèvre zusammen, fingen ihn auf wie eine schützende Höhle.

Lefèvre keuchte schon jetzt. Verdammt, er war das Laufen nicht mehr so gewöhnt. Die jahrelange Schreibtischarbeit hatte ihn weich werden lassen.

Die Sachen klebten ihm schweißnaß am Körper. Sein Gesicht glänzte wie eine Speckschwarte.

Lefèvre bahnte sich mit beiden Armen einen Weg durch die Büsche. Dornen hielten ihn auf, zerrten an seiner Kleidung.

Manches Stück Stoff ging in Fetzen. Er verlor die Pistole, achtete nicht darauf und ließ sie einfach liegen.

Immer wieder vernahm er in seinem Rücken die wütenden Laute seines Verfolgers. Lefèvre hatte das Gefühl, als würde Pascal von Sekunde zu Sekunde aufholen.

Nur nicht umdrehen! hämmerte sich der Inspektor ein. Nur nicht…

Seine Gedanken stockten.

Da war der Weg, der zur Straße führte. Ein krächzender Schrei entrang sich Lefèvres Kehle.

Jetzt war es nicht mehr weit. Jetzt hatte er es bald geschafft.

Noch einmal holte er alles aus seinem Körper heraus. Mit einem langen Satz sprang er auf den kleinen Waldweg und hatte soviel Schwung, daß er nach vorne kippte und sich überschlug.

Mehrere Meter rollte Lefèvre weiter. Das kostete Zeit. Zeit, die dem Unheimlichen zugute kam.

Schon hörte Lefèvre das höhnische Lachen, da stand er wieder auf den Beinen.

Weiter ging es. Lefèvres Atem glich dem Schnaufen einer Dampflokomotive. Die Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Der Inspektor würgte. Ein Zeichen, daß es nicht mehr lange bis zur totalen Erschöpfung war.

Wann war denn dieser verdammte Weg zu Ende?

Links und rechts huschten die Bäume an Lefèvres Augen vorbei. Und der Inspektor lief…

Eine Kurve!

Lefèvre sah sie im letzten Augenblick. Er warf seinen Körper herum – und brüllte auf.

Ein junges Paar kam den Weg hoch.

Die beiden blieben stehen, als sie den Inspektor sahen.

»Hauen Sie ab!« keuchte Lefèvre. »Machen Sie, daß Sie wegkommen!

Der Teufel ist los!«

Der Mann und das Mädchen – es waren Touristen – sahen sich nur unverständlich an. Der Junge tippte sogar gegen seine Stirn.

Da zerrte das Mädchen am Arm ihres Begleiters. »Da, Werner, sieh doch!«

Der Kopf des jungen Mannes ruckte herum. Er sah den Polizisten angerannt kommen und bemerkte auch die Zange, die dieser Mann in den Händen hielt.

»Ob der einen Verbrecher jagt?« fragte Ellen, Werners Freundin, noch, als sie plötzlich einen heftigen Stoß erhielt, der sie vom Weg ab in ein Gebüsch schleuderte.

Jetzt wurde Werner wütend. »Das geht doch zu weit«, rief er und wollte den Polizisten packen.

Doch Pascal war schon vorbei.

Werner überzeugte sich mit einem Blick, daß seiner Freundin nichts passiert war, und rief: »Ich werde dem mal Manieren beibringen.«

Augenblicklich nahm er die Verfolgung auf.

Etwa zwölf Meter hatte er schon zurückgelegt – und er konnte schon das graue Band der Straße erkennen –, da bot sich seinen Augen ein schreckliches Drama.

Der Polizist hatte den Flüchtenden eingeholt. Ein Schlag hatte den Mann zu Boden gestreckt.

Breitbeinig stand der Polizist über seinem Opfer. Die Zange hielt er in den Händen.

Werner zögerte nicht eine Sekunde. Er sah in erreichbarer Nähe einen armlangen, stabilen Ast liegen. Der junge Mann hob ihn hoch und rannte auf den Polizisten zu.

»Aaahhh!«

Der mörderische Schrei des Inspektors gellte in Werners Ohren.

Der junge Mann hatte noch nie jemanden so schreien gehört. Das beflügelte sein Tun. Was hier geschah, war brutale Quälerei.

Noch im Laufen holte Werner mit dem Ast aus. Mit voller Wucht schmetterte er dem Polizisten den Ast über den Schädel.

Wie eine Strohpuppe wurde der Kerl weggeschleudert. Die Zange ließ er los. Im ersten Augenblick glaubte Werner, zu fest zugeschlagen zu haben. Doch der Polizist stand, als wäre nichts geschehen.

Der Mann am Boden schrie noch immer. Er lag auf dem Rücken, packte jetzt die beiden Griffe der Zange und riß sie von seinem Hals weg.

Werner sah die schrecklichen Würgemale am Hals des Mannes und begriff nicht, daß dieser Mensch noch lebte.

Doch dann wurde er abgelenkt. Der Polizist stürzte mit einem Fauchlaut auf ihn zu.

Werner hielt noch immer den Knüppel in der Hand. Er holte zu

einem gewaltigen Rundschlag aus.
Da geschah es.
Der Polizist verwandelte sich vor seinen Augen. Die Haut auf dem Gesicht platzte weg, wurde zu einer grünlichen Masse, in der die Augen als dunkle Öffnungen klafften.
Werners zum Schlag erhobene Arme fielen herab.
Das Grauen nagelte ihn auf der Stelle fest…

***

Mit übermenschlicher Anstrengung kam Inspektor Lefèvre auf die Beine. Sein Hals brannte wie Feuer, die Schmerzen machten ihn halb wahnsinnig.
Irgendwie gelang es Lefèvre, wegzulaufen. Wahrscheinlich war es nur der reine Überlebenswille, der ihn dazu trieb.
Torkelnd rannte er den Weg hinab.
Alles verschwamm vor seinen Augen. Die Welt wurde zu einer grauen, düsteren Masse.
Plötzlich spürte er festen Boden unter seinen Füßen.
Die Straße, der Wagen, Hilfe…
Die Begriffe kreisten in seinem Schädel. Lefèvre röchelte. Auf einmal gaben seine Knie nach. Mit rasender Schnelligkeit kam die Straße auf ihn zu.
Wie aus unendlich weiter Ferne vernahm er den Klang einer Autohupe, vernahm das Kreischen der Bremsen, riß noch einmal die Augen auf, hörte einen erschrockenen Ruf und dann nichts mehr…

***

»Irgendwie bewundere ich Sie, John«, sagte Pierre Saval ernst.
John Sinclair lächelte. »Wieso?«
»Ihre Kondition, zum Beispiel. Sie fahren durch halb Europa, als wäre das nichts.«
»Alles nur Training, mein lieber Pierre. Das ist in meinem Beruf unerläßlich.« John Sinclair nahm noch einen Schluck von dem frisch gepreßten Orangensaft. Die Eiswürfel klirrten. Kühl und belebend rann das Getränk durch seine Kehle.
Die beiden Männer befanden sich in einem Rasthaus, gut zweihundert Kilometer von dem kleinen Ort Billon entfernt. Sie waren die Nacht durchgefahren und hatten jetzt Frühstückspause gemacht. Die restliche Strecke wollten sie in einer Tour schaffen.
Es war ein strahlender Sommertag. In den großen Scheiben des Rasthauses spiegelte sich die Sonne.
John rief nach der Kellnerin und beglich die Rechnung. Dann nickte er Pierre zu und stand auf.
Wenig später waren sie wieder unterwegs. Und es dauerte gar nicht lange, bis die Vorläufer der Vogesen auftauchten.

»Schöne Gegend haben Sie sich ausgesucht, Pierre«, meinte der Geisterjäger.

»Das stimmt. Ich möchte auch von hier nicht weg. Genau wie Germaine. Mein Gott, wie es ihr wohl jetzt geht. Bestimmt macht sie sich große Sorgen.«

Pierre zündete sich eine Verdauungszigarette an. John rauchte während des Fahrens nicht.

Der Bentley schluckte die Meilen. Bewaldete Hügel tauchten links und rechts der Straße auf. Sie durchquerten kleine, schmucke Dörfer und tiefe Täler.

»Bald haben wir es geschafft«, sagte Pierre. »Noch ein paar Kilometer, dann hat die arme Seele Ruhe.«

John schwieg, konzentrierte sich ganz auf das Fahren.

Die Strecke war kurvenreich. Immer wieder mußte er zurückschalten.

Sie überquerten eine Brücke.

John lenkte den Wagen mit Bravour.

Plötzlich schrie Pierre Saval auf. »Mein Gott, da, sehen Sie doch, John!«

Der Geisterjäger reagierte gedankenschnell. Sein Fuß nagelte das Bremspedal fest. Gleichzeitig betätigte er die Hupe.

Doch der Mann, der aus dem Wald gelaufen kam und auf die Straße torkelte, schien das nicht zu hören.

Mitten auf der Fahrbahn brach er zusammen.

Dicht vor dem Körper kam der Bentley zum Stehen.

John riß die Tür auf.

»Aber das ist doch Inspektor Lefèvre aus Colmar!« schrie Pierre Saval und ahnte, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte…

***

Blitzschnell zog John seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta. »Kümmern Sie sich um den Inspektor, Pierre!« rief er und rannte los.

Mit langen Sätzen hetzte John auf den Waldrand zu. Ein schreiendes junges Mädchen taumelte ihm entgegen. Es hatte die Hände gegen die Ohren gepreßt und den Mund weit aufgerissen.

John wollte sich schon des Mädchens annehmen, als er den Mönch sah. Es war eine schaurige Erscheinung.

Die lange Kutte reichte bis zum Boden. Über den Kopf hatte der Unheimliche eine Kapuze gezogen. Das Gesicht war eine grüne Masse, in die zwei Löcher für die Augen hineingebohrt schienen.

Unwillkürlich blieb John Sinclair stehen. Der Mönch hatte einen jungen Mann in die Enge getrieben. Der Junge war dabei, mit einem Holzknüppel die Würgezange abzuwehren.

Vergeblich waren seine Bemühungen.

Der Teufelsmönch drängte den Jungen immer mehr in die Defensive, und es war klar, daß die Höllengestalt mit ihrem Opfer spielte.

Da kam sie bei John Sinclair gerade recht!

»Sehen Sie hierher!« peitschte Johns Stimme.

Der Teufelsmönch verharrte. Dann wandte er den Kopf.

Breitbeinig stand John auf dem Weg. Die Beretta lag wie festgewachsen in seiner Hand.

Der Mönch verzog das Gesicht. Dadurch wurde noch eine Öffnung freigelegt, dicht unterhalb der beiden Augen. Sie sollte wohl eine Art Mund darstellen.

Der junge Mann, der gegen einen Baumstamm gedrängt worden war, rannte weg. Dabei schrie er immer wieder: »Hauen Sie ab, Mann! Schnell, der macht Sie fertig!«

John kümmerte sich nicht um das Geschrei. Er wartete auf den Teufelsmönch.

Siegessicher kam die Kreatur auf den Geisterjäger zu. Was dieser Mann sich einbildete. Mit seiner läppischen Pistole konnte er den Geschöpfen der Hölle nichts anhaben.

John zielte eiskalt.

Dann drückte er ab. Es gab einen trockenen Knall. Etwas Helles flirrte durch die Luft und bohrte sich in den Schädel des Mönches.

Ein, zwei Sekunden geschah gar nichts. John wollte schon ein zweitesmal schießen, da sah er, wie sich die Gestalt plötzlich aufbäumte.

Das Gesicht klaffte auseinander, wurde in zwei Teile gerissen.

Ein unter die Haut gehendes, markerschütterndes Röcheln drang aus dem Mund des Unheimlichen. Drei, vier Schritte taumelte er nach vorn.

Dann brach er zusammen.

Ein Blitz zuckte auf, hüllte die Gestalt des Mönches ein. Für ein paar Sekunden mußte John Sinclair wegsehen, um nicht allzu sehr geblendet zu werden.

Als er seinen Blick wieder auf den Mönch richtete, traf ihn fast der Schlag.

Auf dem Boden lag ein Polizist.

»Das ist doch unmöglich!« flüsterte John. Er drehte den Mann auf den Rücken.

Dort, wo Johns Silberkugel den Mönch getroffen hatte, klaffte im Schädel des Polizisten ein Loch. Demnach waren der Polizist und der Mönch ein und dieselbe Person gewesen.

John hörte Schritte und wandte den Kopf. Der junge Mann kam auf den Geisterjäger zu.

»Wie haben Sie das nur geschafft?« flüsterte er. »Ich – ich begreife das alles nicht.«

John stand auf. »Ist auch nicht nötig. Mir ist vorhin ein Mädchen entgegengekommen. Ist das Ihre Freundin gewesen?«

»Ja.«

»Gehen Sie zu ihr und kümmern Sie sich um sie. Sie hat es nötig.«

Der Junge nickte. »Ja, das ist wohl am besten.«

John Sinclair lief ebenfalls zur Straße zurück. Pierre Saval hatte inzwischen den schwerverletzten Inspektor Lefèvre auf den Rücksitz des Bentley gelegt und notdürftig verarztet.

Lefèvre war bei Bewußtsein. Er hielt die Augen offen, und aus seinem Mund drang ein leises Röcheln. John rangierte den Bentley an den Straßenrand und setzte sich dann hinten in den Fond.

»Wer sind Sie?« ächzte Lefèvre.

»Ein Kollege von Ihnen.« John klärte den Beamten in kurzen Sätzen über seine Funktion auf.

Lefèvre verzog das Gesicht. »Früher«, flüsterte er, »hätte ich das alles für Spinnerei gehalten. Aber jetzt… verdammt noch mal, wir müssen was tun.«

»Sie nicht, Kollege. Das übernehme ich.«

Lefèvre versuchte sich aufzurichten, fiel aber schon nach der ersten Bewegung zurück. »Aber – aber ihr müßt sie retten.«

»Wen?«

»Germaine Bousseau.«

»Was?«

John Sinclair wäre bald von seinem Sitz hochgesprungen.

Germaine Bousseau, Pierres Freundin! Wie oft hatte der junge Bürgermeister auf der Fahrt von ihr gesprochen. Und ausgerechnet sie in der Gewalt der Teufelsmönche. Unvorstellbar.

»Sie müssen mir alles erzählen!« forderte John. »Alles, verstehen Sie?«

Der verletzte Inspektor nickte.

Dann berichtete er. John erfuhr von dem Kloster und dem geheimnisvollen Brunnen, in den Germaine gestürzt worden war. »Sie müssen sie befreien, Inspektor«, keuchte der Verletzte. »Aber jetzt geht es nicht. Am besten abends, wenn die Mönche ihr Fest feiern und den Gesang anstimmen. Dann können Sie es schaffen, Kollege. Dann…«

Lefèvre sank zurück. Er stöhnte noch einmal auf und wurde bewußtlos. Kein Zweifel, dieser Mann mußte zu einem Arzt gebracht werden.

John schälte sich aus dem Bentley. Pierre Saval stand bei dem jungen Paar, das den Schrecken immer noch nicht überwunden hatte.

Der Bürgermeister redete beruhigend auf die beiden ein.

John zündete sich eine Zigarette an. Er fragte sich, ob er Pierre überhaupt von Germaine erzählten sollte.

Der Bürgermeister hatte John gesehen. Er ließ die beiden stehen und

kam auf den Inspektor zu.

»Nun, was hat er gesagt?«

John nahm einen Zug von seiner Zigarette. Dann meinte er: »Es ist alles so, wie wir es uns gedacht haben. Die Teufelsmönche hausen oben in dem Kloster. Dort müssen wir sie vernichten.«

Dann berichtete John von seinem Kampf mit dem Polizisten.

»Mein Gott, das ist Pascal«, sagte Pierre Saval. »Wo liegt er?«

»Wir nehmen seine Leiche mit in die Stadt.« John nickte mit dem Kopf in Richtung der beiden jungen Leute. »Schärfen Sie ihnen ein, daß sie über die Vorfälle hier schweigen sollen. Es ist besser. Ich möchte nämlich nicht, daß es zu einer Panik kommt.«

»Das habe ich schon getan. Die beiden sind übrigens Deutsche. Sie verleben hier in der Gegend ihren Urlaub.«

»Gut, dann wäre soweit alles klar.«

John ging wieder in den Wald zurück und holte die Leiche des Polizisten. Er legte sie in den Kofferraum des Bentley. Das junge Paar aus Deutschland beobachtete ihn dabei. Noch immer stand auf ihren Gesichtern das Grauen.

John nahm die zwei nochmals ins Gebet. Sie versprachen, nichts von der Sache zu erwähnen.

Der Dienstwagen des Inspektors stand einige Meter weiter am Waldrand. Der Wagen war abgeschlossen.

»Wir lassen ihn solange hier stehen«, meinte John. Dann setzten er und Pierre Saval sich wieder in den Bentley. Zum Guck herrschte auf dieser Straße kaum Verkehr. Zweimal waren in der Zwischenzeit Fahrzeuge vorbeigekommen. Ein Fahrer hatte angehalten. Pierre Saval hatte dem Mann jedoch klargemacht, daß kein Unfall geschehen war. Der Mann war beruhigt weitergefahren.

Der Bentley rollte inzwischen auf Billon zu. Noch immer hatte John dem Bürgermeister nichts von seiner Freundin Germaine gesagt. Er wußte nicht, wie der Mann darauf reagieren würde.

Der Ort tauchte auf. Billon war tatsächlich ein kleines Feriendörfchen. Es lag in einem Tal und war von bewaldeten Hügeln umgeben. Man konnte sich kaum vorstellen, daß hier etwas so Grauenhaftes passiert war.

Pierre Saval dirigierte John zum Haus des Arztes. Natürlich fanden sich sofort Neugierige ein, als sie den schwerverletzten Inspektor aus dem Wagen hoben.

Pierre, der den Arzt gut kannte, sprach einige Minuten mit ihm unter vier Augen. John fuhr dann den Bentley auf den Hof, wo sie ungestört die Leiche des Polizisten ausladen konnten. Sie sollte am nächsten Tag zur Untersuchung nach Colmar gebracht werden.

Mittlerweile war es Nachmittag geworden, und Pierre Saval drängte, zum Kloster hochzugehen.

Doch John winkte ab. »Nein, am Tage erreichen wir nichts. Sie feiern ihre Blutfeste immer nachts. Da können wir sie packen.«

Pierre lächelte verzerrt. »Verdammt schwer, so lange zu warten.«

Die beiden Männer waren inzwischen in die Wohnung des Bürgermeisters gegangen. Plötzlich sprang Pierre Saval auf.

»Himmel, ich hätte doch bald vergessen, Germaine anzurufen«, rief er und griff nach dem Telefonhörer.

Jetzt war die Stunde der Wahrheit gekommen. John mußte es ihm einfach sagen.

»Augenblick«, sagte der Geisterjäger, »das wird keinen Zweck haben.«

»Wieso?« Pierres Augen wurden groß.

»Weil Germaine nicht zu Hause ist.«

»Woher wollen Sie das denn wissen? Ich meine…«

»Jetzt hören Sie mir mal ruhig zu, Pierre«, sagte Inspektor Sinclair. »Ich weiß, es wird schwer für Sie sein, aber ich muß es Ihnen jetzt sagen.«

John Sinclair berichtete davon, was ihm Inspektor Lefèvre erzählt hatte.

Schweigend hörte Pierre Saval zu. Sein Gesicht wurde auf einmal kalkig weiß. Weit traten seine Augen aus den Höhlen hervor.

»Das – das darf doch nicht wahr sein«, ächzte er. »Germaine tot oder in den Klauen der Teufelsmönche? Nein!« Pierre schlug beide Hände vor das Gesicht und schluchzte.

John schwieg. Er konnte es dem jungen Mann nachfühlen.

Mit einemmal sprang Pierre Saval auf. »Aber wir müssen etwas tun. Wir müssen sie da rausholen! Wir können doch nicht hier untätig herumsitzen, während sie…«

»Wir werden sie auch befreien«, sagte John zuversichtlich, obwohl er innerlich damit rechnete, daß Germaine nicht mehr am Leben war. »Aber nicht jetzt, Pierre. Wir können am Tage nichts machen, das wissen Sie selbst. Wir müssen die Nacht abwarten, dann kommen sie aus ihren Löchern, um die Blutorgien zu feiern. Verlieren Sie jetzt um Himmels willen nicht die Nerven. Sie kennen mich, Pierre, und wissen genau, daß ich niemals aufgeben werde.«

Der junge Bürgermeister nickte. Er schluckte hart. Dann stand er auf, ging an den Schrank und holte eine Cognacflasche hervor.

»Sie auch einen, John?«

»Ja.«

Pierre goß zwei Doppelte ein. Der Bürgermeister leerte sein Glas mit einem Zug und trank gleich noch einen Cognac hinterher. Anschließend zündete er sich mit fahrigen Bewegungen eine Zigarette an und begann im Zimmer hin- und herzulaufen.

Bis es schellte.

Pierre zuckte zusammen. »Das wird Muller sein, Inspektor Lefèvres Assistent. Ich hatte ihm Bescheid gegeben.«

»Lassen Sie ihn ruhig herein«, sagte John.

Pierre Saval ging zur Tür. Sekunden später schrie er auf. John hörte einen dumpfen Knall und ein hämisches Kichern. Dann wurde die Tür ins Schloß geworfen.

Der Geisterjäger flog aus dem Sessel hoch, zog automatisch seine Waffe und erreichte mit ein paar Schritten die schmale Diele.

Pierre Saval lag auf dem Boden. Für einen Moment saugten sich Johns Augen an der Gestalt des Bürgermeisters fest, achtete der Inspektor nicht auf die Umgebung.

Das war sein Fehler.

Ein Schatten tauchte plötzlich neben ihm auf. Ehe John herumwirbeln konnte, bekam er einen harten Schlag auf seine Pistolenhand.

Die Waffe entfiel seinen Fingern.

Und schon kassierte er den nächsten Schlag, der ihn bis in das Zimmer zurückwarf…

***

Fackeln erhellten das sonst finstere Gewölbe!

Sie steckten in Eisenhalterungen, die in die dicken Steine getrieben worden waren.

Der flackernde Schein warf tanzende Schatten auf die dicken Wände, erhellte das Verlies mit einem zuckenden, unwirklichen Licht.

Das Gewölbe glich mehr einem breitem Gang, dessen Seiten von Nischen eingenommen wurden. Nischen, die durch den Feuerschein kaum erhellt wurden und in denen das Grauen lauerte.

Germaine Bousseau war angekettet. Fest wie Klammern umschlossen die Eisenringe ihre Handgelenke. Ihre Arme waren hochgezogen, und die Frau konnte sich kaum bewegen.

Es war unvorstellbar, was sie in den letzten Stunden mitgemacht hatte.

Roger Moulin, der Tote, hatte sie angekettet und war dann verschwunden. Germaine hatte geschrien, gefleht, gebettelt, doch da war keiner, der sie erhört hätte. Dann war sie in eine völlige Gleichgültigkeit gefallen. In ihrem Kopf hatte sich ein taubes Gefühl breitgemacht. All ihr Denken, ihr Handeln war ausgeschaltet.

Irgendwann war Germaine in einen erschöpfungsähnlichen Schlaf gefallen. Die Strapazen waren zuviel gewesen.

Totenstille herrschte hier unten. Nicht einmal das Fiepen der Ratten war zu hören. Es schien, als hätten selbst die Tiere vor den Teufelsmönchen Respekt.

Die Mönche!

Germaine hatte sie noch nicht gesehen, wußte aber, daß sie in den Särgen lagen, die in den Nischen standen. Wie ein Hohn kamen Germaine die Treppenstufen vor, die am Ende des Ganges nach oben in die Freiheit führten.

Irgendwann erwachte die Frau aus ihrem Dämmerzustand. Im ersten Moment blickte sie sich erstaunt um, doch dann kehrte die Erinnerung zurück.

Germaine schluchzte auf. Sie spürte die Schmerzen an ihren aufgescheuerten Gelenken, und überdeutlich stand das weitere Schicksal vor ihren Augen.

Sie sollte geopfert werden!

Ein Opfer für die Teufelsmönche!

Niemand konnte sie retten. Niemand…

Germaine weinte. Ihr Schluchzen war das einzige Geräusch in dem Verlies des Grauens.

Die Zeit verging.

Germaine spürte ihre Arme kaum noch. Auch ihr Tränenstrom war versiegt. Sie wußte nicht einmal, ob draußen Tag oder Nacht war. Sie dachte an Pierre Saval und an die Zeit mit ihm, die so herrlich gewesen war.

Das war alles vorbei…

Plötzlich hob Germaine den Kopf. Sie hatte ein Geräusch gehört. Es war aus der Nische gekommen, die sich rechts von ihr befand.

Germaine drehte ihren Kopf ein wenig zur Seite, konnte einen Teil der Nische überblicken.

Sie sah einen Sarg!

Aber noch etwas nahm sie wahr. In dem Sarg bewegte sich jemand.

Der Mönch!

Ein grünlich leuchtendes Gesicht starrte die junge Frau plötzlich an. Eine große, hochgewachsene Gestalt wurde sichtbar und stieg mit langsamen Bewegungen aus der gräßlichen Totenkiste.

Der Teufelsmönch blickte die Frau an. Nichts regte sich in der grünlichen Masse seines Gesichtes. Die Augen blieben tiefe, unergründliche Schächte.

Germaine war unfähig, etwas zu sagen. Sie zitterte am gesamten Körper. Das Grauen strich wie ein Hauch über sie hinweg.

Überall in den Nischen entstand jetzt Bewegung. Die Teufelsmönche verließen ihre Särge und formierten sich zu einer unheimlichen Prozession.

Sie kamen auf Germaine zu. Gestalten aus dem Horrorreich!

Fabelwesen, die in Legenden und uralten Sagen lebten.

Doch dies hier war die Wirklichkeit. Und Germaine Bousseau war als Opfer auserkoren worden.

Der erste Mönch hob die Arme. Germaine sah lange Spinnenfinger,

die Totenkrallen glichen.

Die Ketten fielen!

Stöhnend sank Germaine zusammen.

Einer der Mönche trat auf sie zu, bückte sich, hob sie auf.

Germaine spürte die Kälte seines Körpers, die auch in ihr jegliches Gefühl verlöschen ließ.

Der Mönch drehte sich um, ging einige Schritte vor und übernahm die Spitze der Prozession.

Wie tot lag Germaine auf seinen Armen. Sie hörte nicht die Musik, die leise und klagend durch das Verlies wehte.

Die Blutorgie konnte beginnen…

***

John Sinclair prallte hart auf den Rücken. Doch instinktiv zog er seinen Körper zusammen, vollführte eine Rolle rückwärts und kam wieder auf die Beine.

Der Eindringling stand schon im Zimmer!

John wußte nicht, daß es Roger Moulin war, der Mann, mit dessen Tod alles begonnen hatte, doch er ahnte, daß er es nicht mit einem normalen Wesen zu tun hatte.

Dieser Mann war gekommen, um zu töten!

Siegessicher näherte sich Moulin dem Inspektor. Er machte ein paar geschmeidige Armbewegungen, und plötzlich materialisierte sich aus dem Nichts eine gräßliche Mörderzange.

Die Zange, mit denen vor Hunderten von Jahren Teufelsmönche ihre Opfer umgebracht hatten.

Sie war dazu bestimmt, auch Johns Kehle zusammenzupressen.

Und der Inspektor war in diesen Augenblicken waffenlos.

Seine Pistole lag unerreichbar für ihn in der Diele.

Das wußte auch der Unheimliche.

Er lachte überheblich. »Einmal hast du es geschafft, mit dem Leben davonzukommen«, sagte er, »doch diesmal bist du dran.«

John wich zurück, umlauerte seinen Gegner, der jedoch so schlau war, nie den Weg zur Tür freizugeben.

John stieß mit den Kniekehlen gegen einen kleinen Tisch.

Blitzschnell hob er ihn über den Kopf.

Eine Vase fiel zu Boden und zerbrach klirrend.

Moulin griff an! Die Backen der Zange zielten auf Johns Kehle.

Der Geisterjäger drosch mit dem Tisch zu. Das Möbelstück fegte die Zange zur Seite – und zerbrach in tausend Splitter.

»Damit kannst du mich nicht schrecken!« höhnte Moulin. »Und jetzt? Was machst du jetzt?«

Er drang weiter gegen John vor.

Natürlich – John Sinclair hätte aus dem Fenster springen können,

aber dann wäre Pierre Saval allein mit diesem Ungeheuer gewesen. Nein, es mußte einfach noch eine andere Möglichkeit geben. Dieser Mann war nicht unbesiegbar.

Wieder schoß die Zange vor.

John tauchte weg, hechtete gleichzeitig zur Seite. Die Backen zischten über ihn hinweg.

Sofort wirbelte John Sinclair hoch, nutzte die Gunst des Augenblicks und schmetterte dem Unheimlichen beide Fäuste in den Nacken.

Moulin wurde auf den Boden geschleudert. Doch sofort warf er sich herum, riß die Hände mit der Zange hoch, und John erstarrte mitten in der Bewegung.

Die beiden Backen hatten seine Schulter umklammert.

John taumelte zurück.

Moulin ließ nicht los. Er war auf die Beine gekommen, wollte dem verhaßten Gegner den Rest geben.

Inspektor Sinclair krachte gegen das hohe Regal. Eine selten gekannte Todesangst schoß in ihm hoch.

Da sah er den Kelch des Feuers!

Noch eingewickelt stand er in einem Fach des Regals. Johns linker Arm schoß vor. Seine Hand bekam einen Zipfel der Decke zu packen.

Der Geisterjäger riß den Arm herunter.

Der Kelch des Feuers prallte auf den Boden, bot sich den Blicken des Unheimlichen dar.

Plötzlich schrie Moulin auf.

Der Griff der Zange löste sich von Johns Schulter.

Moulin, der lebende Tote, taumelte. Magisch wurde sein Blick von dem Kelch angezogen, aus dem urplötzlich eine armlange Flamme schoß.

In Sekundenschnelle stand Moulin in Flammen. Das Feuer loderte an seiner Kleidung hoch, fraß ihn auf.

Roger Moulin verbrannte. Zurück blieb nur noch graue Asche.

Aus schreckgeweiteten Augen hatte John Sinclair dem Vorgang zugesehen.

Hier prallten zwei Mächte aufeinander. Hier waren Kräfte am Werk, die ein menschliches Gehirn nicht begreifen konnte.

So wie die Flamme gekommen war, verschwand sie auch wieder. Unberührt lag der Kelch des Feuers auf dem Boden.

John hob ihn auf. Beinahe kühl lag er in seiner Hand. Nichts war mehr von den Flammen zu spüren, die noch vor wenigen Sekunden den Tod gebracht hatten.

»John!«

Der Inspektor wandte den Kopf.

Pierre Saval stand auf der Türschwelle. Seine rechte Stirnhälfte war angeschwollen.

Der Geisterjäger lächelte krampfhaft. »Der Kelch des Feuers hat es geschafft«, sagte er leise, »sonst wäre ich verloren gewesen.«

***

Wie ein Dieb schlich die Nacht über das Land. Dunkle Wolkenberge ballten sich am Himmel zusammen. Die Luft wurde drückend und schwül.

Es würde ein Gewitter geben.

Mückenschwärme tanzten vor John Sinclairs und Pierre Savals Augen. Die beiden Männer sprachen kein Wort. Mit möglichst leisen Schritten durchquerten sie den Wald.

John hielt den Kelch des Feuers. Er hatte die wertvolle Waffe mit einem schwarzen Samttuch verhängt.

Irgendwo zuckte ein Blitz. Für Sekunden erhellte er die Gesichter der Männer. Sie waren angespannt und schweißnaß.

Die drückende Schwüle erschwerte das Atmen.

Wieder fuhr ein Blitz über den Himmel. Kein Donner folgte.

John blieb stehen. »Es wird ein trockenes Gewitter geben«, sagte er.

Pierre nickte und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das sind die schlimmsten.«

Die Männer gingen weiter.

Still war es. Keine Tierstimme, kein Laut – nichts. Nicht einmal ein Windhauch fuhr durch das grüne Blätterdach der Bäume.

Diese Art Nächte waren gefährlich. Da waren die Menschen gereizt. Ein geringer Anlaß genügte oft, und es gab Mord und Totschlag.

John Sinclair konnte davon ein Lied singen. Schließlich war er schon einige Jährchen bei New Scotland Yard.

Dann sahen sie das Kloster. Wie ein großes Ungeheuer ragten die Mauern in das Dunkel der Nacht.

John, der in der Deckung eines Baumes stehengeblieben war, suchte das Gelände ab.

Er entdeckte nichts. Kein Mensch, kein Lebewesen war zu sehen.

John gab dem jungen Bürgermeister ein Zeichen. Dann löste sich der Inspektor aus seiner Deckung.

Die Männer gelangten durch das Tor auf den Innenhof. Auch hier war es still.

»Sind Sie ganz sicher, daß die Teufelsmönche auch kommen werden?« fragte John flüsternd.

»Was heißt sicher? Ich habe Ihnen selbst die alten Chroniken gezeigt. Dort steht es wenigstens geschrieben, daß sie ihre Blutorgien immer nachts feiern.«

Pierres Stimme versagte. Unwillkürlich hatte er an Germaine gedacht. Hart preßte er die Lippen zusammen. Seine Wangenmuskeln zuckten.

John legte dem Bürgermeister die Hand auf die Schulter. »Kopf hoch, Pierre. Wir werden den Geistern schon das Fürchten beibringen.«

Sie schlichen weiter und erreichten den Kreuzgang, diesen hohen Säulengang, der sich an der Vorderseite des Klosters entlangzog.

Plötzlich zupfte Pierre den Inspektor am Ärmel. »Dort ist der Eingang.«

John ging voraus. Er wußte aus Lefèvres Erzählungen, daß die Tür offen war.

Es stimmte.

Knarrend schwang sie nach innen.

Die Männer hielten den Atem an. Wenn sie bis jetzt niemand gehört hatte, dann…

Es geschah nichts.

John und Pierre tauchten in das Dunkel des Klosters. Der Bürgermeister hielt längst eine Taschenlampe in der Hand. Der helle Lichtfinger wanderte über einen langen Tisch und Stühle.

»Genau wie es Lefèvre gesagt hat«, raunte Pierre. »Da ist auch die Tür zur Bibliothek.«

Auf Zehenspitzen näherten sich die Männer der Tür. Auch sie schwang leicht zurück.

Hohe, bis an die Decke reichende Bücherregale gähnten ihnen entgegen. John und Pierre hatten keine Ahnung, wo die vielen Bücher hingekommen waren. Schade um das wertvolle Schriftgut.

»Weiter ist Lefèvre auch nicht gekommen«, sagte Pierre Saval flüsternd. »Es gibt aber auch keinen anderen Ausgang oder eine Tür.«

John wiegte den Kopf. »Ich tippe eher auf einen Geheimgang.«

»Den aber finden«, erwiderte Pierre. »Der Inspektor hat es auch versucht…«

»Vielleicht nicht gründlich genug«, meinte John und übergab dem Bürgermeister den Kelch des Feuers.

Dafür holte er seine Lampe hervor und leuchtete in die leeren Fächer.

Fingerdick lag der Staub, und John unterdrückte mehr als einmal ein Niesen.

Auf einmal stieß Pierre Saval einen Zischlaut aus. »John«, hauchte er. »Sie singen. Hören Sie nicht?«

Inspektor Sinclair blieb stehen, lauschte.

Tatsächlich, jetzt hörte er es auch.

Der Gesang der Teufelsmönche! Er war noch schwach, nicht mehr als ein Summen, und schien aus den Tiefen der Erde zu kommen.

»Wir sind richtig, John«, flüsterte Pierre. »Sie kommen. Ich spüre es.«

»Ruhig!« zischte John.

Der Gesang war lauter geworden. Es schien, als käme er geradewegs auf die Bibliothek zu.

Der Geisterjäger zog Pierre herum. »Los, weg hier!«

»Aber warum? Wir…«

»Wir werden sie draußen erwarten«, sagte John.

Die Männer hasteten durch die Bibliothek. John zog die Tür nicht ganz zu, sondern ließ einen Spalt offen, um alles genau beobachten zu können.

Sekunden später entdeckte John das finstere Geheimnis der Mönche.

Ein großes Regal schwang wie von unsichtbaren Händen geschoben zur Seite. Gleichzeitig erfüllte der Gesang der Mönche die Bibliothek. Ein Brausen wie aus der tiefsten Hölle durchfuhr den Raum. Der Choral des Satans.

Der Gesang schmerzte. Pierre preßte schon die Hände gegen seine Ohren.

Und dann tauchten die Teufelsmönche auf.

Große Gestalten mit grünlich schimmernden Gesichtern. In einer gespenstischen Prozession schritten sie auf die Tür zu, die zum Speiseraum führte.

Plötzlich zuckte Pierre Saval zusammen. Er hatte Germaine Bousseau gesehen. Der erste Mönch trug die reglose Frau auf den Armen.

Pierre wollte aufspringen, ihm entgegenlaufen, doch John drückte den jungen Bürgermeister zurück und zog ihn gleichzeitig mit sich.

»Wir müssen sie draußen überwältigen!« zischte John.

»Aber Germaine! Sie…«

»Keine Angst, wir werden sie schon befreien.«

John zog die Tür hinter sich zu. Er suchte nach einem Versteck.

Der Gesang wurde lauter. Das hieß, daß die Mönche schon im Speiseraum waren.

»Wohin?« Pierres Blick irrte hin und her.

»Schnell! An den Waldrand.« John Sinclair sah im Augenblick keine andere Möglichkeit.

Die Männer hasteten los. Mit langen Schritten hetzten sie über den Vorhof, huschten durch das Tor und drückten sich im Schatten der Mauer in Deckung.

John Sinclair blickte Pierre Saval an. Der Franzose war nahe daran, die Nerven zu verlieren. Er zitterte am ganzen Körper. Die Angst um Germaine machte ihn halb wahnsinnig.

Hoffentlich machte Pierre Saval keinen Unsinn.

Jetzt betraten die unheimlichen Gestalten den Vorhof. Der schaurige Gesang hallte weit über das Land. Eine rote Lichtglocke stieg plötzlich auf und legte sich wie ein Tuch über die Mauern des Klosters.

John Sinclair peilte durch das halb offenstehende Tor.

Die Teufelsmönche bildeten einen Kreis. Ihr Anführer, der die regungslose Germaine trug, legte die Frau auf die Erde.

Der Gesang verstummte.

Mit einemmal wurde es totenstill. John hörte nur Pierre Savals

Keuchen.
»Warum tun wir denn…?«
»Ruhig!« John schnitt Pierre mit einer Handbewegung das Wort ab. Gebannt starrte der Geisterjäger zu den Teufelsmönchen hinüber. Durch die rote Lichtglocke war alles klar und deutlich zuerkennen.
Die Mönche hoben die Arme.
Im selben Augenblick fuhr ein Blitz über den Himmel, dem sofort danach der Donner folgte.
Krachend fegte der Donner durch die dunkle Nacht. Er wirkte wie ein Startschuß auf die Mönche.
Langsam begannen sich die unheimlichen Gestalten zu bewegen. Aus ihren gräßlichen Mäulern dröhnte der Höllengesang.
Die Mönche tanzten. Immer schneller wurden ihre Bewegungen.
Wenn für Sekunden freie Sicht war, tauchte Germaines regungsloser Körper auf.
Pierre Saval hatte die Hände zu Fäusten geballt. Der Schweiß lief in schmalen Bächen über sein Gesicht. Sein Mund war halb offen. Der junge Franzose stand unter Hochspannung.
Immer wilder, ekstatischer wurde der Tanz.
John zog das Tuch von dem Kelch.
Ein weißes Licht leuchtete in seiner Hand. Der Kelch begann zu glühen. Es war, als spüre er die Macht des Bösen.
»Nun gehen Sie endlich!« keuchte Pierre. »Gehen Sie doch! Mein Gott, da!«
John sah es ebenfalls. Wie aus dem Nichts waren die Mörderzangen aufgetaucht. Jeder der sieben Mönche hielt eine Zange in der Hand. Die auseinander gezogenen Backen waren bereit, das wehrlose Opfer zu töten.
Die Zangen senkten sich über Germaine.
John Sinclair spannte die Muskeln.
Da verlor Pierre Saval die Nerven. Mit einem Schrei rannte er durch das Tor, auf den Kreis der Höllenmönche zu…

***

»Germaine!« Pierre brüllte den Namen seiner Freundin heraus.
Zitternd schwebte der Schrei über den Mauern des Klosters und verlor sich in der Weite des Landes.
Pierre Saval stürzte sich auf die Teufelsmönche. Anschließend schützte er Germaine mit seinem Körper.
»Germaine!« flüsterte er. »Germaine. Jetzt – ahhh…«
Eine kalte Knochenhand zog ihn zurück. Pierre wurde auf die Beine gerissen. Dunkle Augen starrten ihn an.
Und dann sah er die Zangen.
Von drei Seiten kamen sie auf ihn zu…

***

»Haltet ein!«

Der gewaltige Ruf Johns hallte über den Hof des Klosters.

Die Mönche verharrten mitten in der Bewegung.

Die Zangen blieben dicht vor Pierres Gesicht stehen. Die Gesichter der Mönche wandten sich John Sinclair zu.

Der Geisterjäger durchbrach ihren Kreis. Hoch aufgerichtet stand er da, hielt den Kelch des Feuers mit beiden Händen.

Für Sekunden schien die Zeit stillzustehen.

Dann brach Panik aus.

Gellend schrien die Mönche auf. Sie wußten, was es mit dem Kelch des Feuers auf sich hatte, wurden vom Entsetzen geschüttelt.

Da schoß eine Stichflamme aus dem Kelch, fraß sich in den nachtdunklen Himmel, und eine feurige Lohe fuhr über die Köpfe der Teufelsmönche.

Markerschütternde, unmenschliche Laute drangen aus den Mäulern der Unheimlichen.

Im Nu standen die Mönche in Flammen.

Als lebende Fackeln irrten sie durch den Innenhof des Klosters.

Es war ein schauriges Bild. Taghell wurde die Nacht erleuchtet.

Blitze zuckten vom Himmel. Donner krachte über das weite Land. Der Boden zitterte.

Und mitten in diesem höllischen Inferno stand John Sinclair, der Geisterjäger, der den Mächten der Finsternis trotzte. Er hielt den Kelch des Feuers hoch, der jahrhundertelang durch den Zauber der Dämonen gebannt worden war und jetzt seine volle Kraft entfaltete.

Die Teufelsmönche brachen zusammen, wälzten sich wimmernd und zuckend am Boden.

Die Flammen tanzten über Germaine Bousseau, die aus ihrer Ohnmacht erwacht war und alles nicht begreifen konnte.

Die Schreie der Mönche verstummten. Ihre Körper zogen sich zusammen, zerfielen und wurden zu Asche.

Dann war es vorbei.

Es gab keine Teufelsmönche mehr. John Sinclair hatte mit dem Spuk aufgeräumt.

Wie auf ein geheimes Kommando begann der Himmel seine Schleusen zu öffnen. Ein dichter Regenvorhang prasselte auf die Erde.

In Sekundenschnelle waren die drei Menschen bis auf die Haut durchnäßt.

John Sinclair ließ die Arme sinken. Er drehte den Kopf und sah zwei Menschen eng umschlungen auf dem Vorplatz des Klosters stehen.

Wieder einmal hatte die Hölle verloren!

***

»Ich kann es noch immer nicht begreifen«, sagte Inspektor Lefèvre, als John ihn an seinem Krankenbett besuchte. »Sie haben die Mönche tatsächlich besiegt?«

John lächelte. »Nicht ich, sondern der Kelch des Feuers, auf dessen Spur mich ein gewisser Pierre Saval gebracht hat. Billon kann stolz auf seinen Bürgermeister sein.«

***ENDE***